Rebecca

oder

Die Jüdin von Moskau.

Roman in zwei Theilen

von

Fr. Robert Renner,
Verfasser der Romane: „Das Blumenmädchen“ und „Waldröschen“.

Zweiter Theil.

Zwickau, 1853.

Verlag von Gebr. Thost.

Zweiter Theil.

I.

Schon waren mehre Tage verflossen, seit Robert sein Verhältniß mit der Fürstin abgebrochen. Die Fürstin empfand erst jetzt, welch ein Freund ihr Robert gewesen; gern hätte sie das frühere Verhältniß wieder herbeigeführt, doch er vermied jede Gelegenheit, mit der Fürstin allein zu sein, dennoch gelang es aber auch dem Grafen nicht, die schöne Jüdin, sein Ideal, ganz für sich zu gewinnen.

Freilich ahnte Robert nicht, daß Rebecca ihm nur Gefühle heuchelte, welche in ihrem Herzen noch nicht Wurzel geschlagen, doch zweifelte er nicht, daß er der Jüdin Herz gewinnen werde, denn daß Rebecca unendlich tiefes Gefühl besaß, hatte er schon nach der ersten Unterredung mit ihr bemerkt. Leider hatte das Gefühl der schönen Jüdin in diesem Augenblick, durch ihres Vaters diabolische Einflüsterungen, eine schiefe Richtung bekommen, und obschon Rebecca mit ziemlichem Scharfblick

begabt war, so konnte sie doch nicht so Böses von ihrem Vater denken, ohne jedes kindliche Gefühl aus ihrem Busen zu reißen.

Nur mit Mißtrauen hatte sie ihrem Vater das Versprechen ihrer Mithülfe gegeben, denn daß Myrow mit im Complott gegen den Grafen war, ging deutlich genug aus Allem hervor; diesen Freund ihres Vaters aber hielt sie für dessen böses Princip, darum hegte sie auch stets Mißtrauen gegen die vorgespiegelten guten Absichten, welche angeblich ihren Vater bei diesem Unternehmen leiteten.

Wahrscheinlich hätte Rebecca ihre Zusage noch zeitig genug zurückgenommen, wenn der Schein nicht gegen Robert gewesen wäre, aber die Verdachtsgründe stellte der alte Jussuf seiner Tochter unwiderlegbar dar, sie hielt den Grafen für strafbar.

Dennoch fühlte sie menschlich genug, denselben nicht ganz zu verderben, nur die andern Unglücklichen zu retten, war ihre Absicht, jede Minute, welche verstrich, ohne von ihr benutzt werden zu können, hielt sie für unwiderbringlich verloren, jeder Augenblick konnte, ihrer Meinung nach, zu einer Entdeckung Roberts strafbarer, hochverrätherischer Absichten führen; dann waren Alle unrettbar verloren.

Es galt also, sobald als möglich in den Besitz jener

gefährlichen Papiere Roberts zu gelangen, um womöglich alles Unglück zu verhüten, aber auf welche Art? — Robert ließ nie derartige Papiere sehen. Rebecca mußte daher Roberts Vertrauen erschmeicheln, dies konnte ihr nicht schwer fallen, denn sie besaß es bereits. Sie mußte nöthigenfalls selbst auf das Vorhandensein derartiger Papiere anspielen und den Grafen vermögen, ihr dieselben zur Durchsicht zu geben. Aber sollte hier der Graf nicht Mißtrauen an den Tag legen, sollte er hier nicht an andere Triebfedern glauben, welche Rebecca zu einem solchen Verlangen bewegen?

Allerdings war dies vorauszusehen und doch gab es keinen andern Ausweg, wollte Rebecca nicht die Zeit verstreichen lassen und der Regierung dadurch Gelegenheit geben, Verdacht gegen den Grafen zu schöpfen. War dies erst geschehen, dann waren auch der Graf sowie dessen Freunde unrettbar verloren.

Mit diesen Gedanken beschäftigt hatte sich Rebecca angekleidet, um dem Grafen einen Besuch zu machen, da dieser ihr versprochen, das nächste Mal mit ihr die Gedichte des ewig jungen Béranger zu lesen, welche er, trotz der Grenzwächter, selbst eingeschmuggelt hatte.

Robert bewohnte, wie schon erwähnt, in dem Hôtel mehre Zimmer. Dieselben waren durch Thüren unmittelbar verbunden, das letzte dieser Zimmer war des Gra-

fen Arbeitszimmer, hier durfte Niemand ohne vorherige Meldung eintreten, er hatte seinem Diener, welchen er sich für die Dauer seines Aufenthaltes in Moskau engagirt hatte, die strengste Ordre in dieser Beziehung gegeben, nur eine Person machte eine Ausnahme, diese war die schöne Jüdin, unangemeldet durfte sie in das Heiligthum des Grafen eintreten und so geschah es, daß diese ihn in seiner geheimen Werkstätte bei Durchsuchung seiner Schriften überraschte.

Eine Chatoulle mit künstlichem, doppeltem Boden vor sich, welche die verrätherischen Papiere enthielt, war Robert beschäftigt, dieselben durchzusehen und die nicht ganz unbedingt nothwendigen zu vernichten, als die Thür geöffnet und Rebecca von dem Diener des Grafen eingelassen wurde. Robert schob die Papiere schnell bei Seite und empfing seine schöne Freundin sehr höflich und freundlich.

Rebecca ahnte, daß dies die Papiere sein mußten, welche die Beweise von Roberts strafbaren Plänen enthielten, eine freudige, doch zugleich auch eine höchst unangenehme Bewegung durchbebte ihr Inneres; sie ließ sich jedoch nichts merken, sondern brach in Entschuldigungen aus: „Herr Graf, wie ich sehe, finde ich Sie beschäftigt und mein Besuch kann Ihnen daher nicht an-

genehm sein, ich werde zu einer andern gelegeneren Zeit zurückkehren.“

„Nicht doch, theure Rebecca, Sie stören nicht im Geringsten, im Gegentheil, es ist mir erwünscht, daß Sie mich durch Ihre Gegenwart erfreuen, ich habe mir diese Beschäftigung nur gemacht, um die Zeit zu tödten, indem ich heute durchaus keine Neigung in mir fühlte, eine anstrengende Arbeit vorzunehmen. Sie mögen daher selbst beurtheilen, ob Ihr werther Besuch mir angenehm sein kann, oder nicht.“

„Ich will Ihren Worten Glauben schenken und will bleiben. Ordnen Sie erst Ihre Papiere, ich werde mich so lange selbst unterhalten.“

„Diese Arbeit werde ich mir für die Zeit aufsparen, welche Sie mir durch Ihre Gesellschaft nicht kürzen, daher bin ich ganz zu Ihren Diensten. Doch um mein Versprechen zu halten, hinsichtlich einer Erklärung unsers Bérangers, muß ich Sie um einige Minuten Geduld bitten, bald bin ich wieder bei Ihnen.“ Robert entfernte sich, um seinen Béranger zu holen.

Rebecca war allein im Zimmer, die Papiere, deren Besitz ihr wünschenswerth schien, lagen in Unordnung vor ihr, eine bessere Gelegenheit für sie, sich in den Besitz eines dieser Papiere zu setzen, durfte sobald nicht wiederkehren, sie schwankte, sie überlegte. „Soll ich das

Vertrauen dieses Mannes mißbrauchen?" — sprach sie zu sich selbst, „oder soll ich diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen?"

Ein harter Kampf entspann sich in ihrem Innern, doch hatte sie sich während dieser Zeit von ihrem Sitz erhoben und die Hand nach einem der Papiere ausgestreckt, noch war sie unschlüssig, ob sie es nehmen sollte oder nicht, da trieb sie eine unsichtbare Gewalt, den Streich auszuführen, sie hielt das Papier in der Hand; willenlos hatte sie dasselbe gefaßt, erschöpft sank sie auf ihren Sessel zurück. Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ sie erzittern, schnell verbarg sie ihren Raub in der Tasche ihres Kleides.

Einige Augenblicke, nachdem Rebecca den Raub ausgeführt hatte, trat Robert ein; doch kaum hatte er einen Blick auf die schöne Jüdin geworfen, als er ängstlich und erschrocken in die Worte ausbrach: „Um Gottes Willen, was ist Ihnen, mein Fräulein, Ihr Anblick macht mich zittern. — Sie sind unwohl, ich will sogleich nach ärztlicher Hülfe senden."

Schon hatte Robert die Klingelschnur gefaßt, doch Rebecca bat, kein Aufsehen zu erregen, mit schwacher Stimme wandte sie sich an den Grafen: „Vermeiden Sie alles Aufsehen, Herr Graf, noch einige Augenblicke

der Erholung und der Anfall wird vorüber sein, ich fühle mich schon um Vieles leichter."

„So will ich wenigstens den Wagen vorfahren lassen, damit Sie sobald als möglich nach Ihrer Wohnung gelangen können."

„Auch dies muß ich mir verbitten, da es unnützes Aufsehen erregen würde, auch fühle ich mich jetzt schon stark genug, die kleine Strecke nach meiner Wohnung zu Fuße zurückzulegen und glaube sogar, daß eine Bewegung im Freien mich ganz herstellen wird."

Dann bitte ich Sie, mein theures Fräulein, sich erst noch etwas zu erholen, wenn Sie sich dann gestärkt genug fühlen, werde ich Sie nach Ihrer Wohnung begleiten."

„Gern nehme ich Ihr Anerbieten an, damit Sie über diesen kleinen Unfall, der mich betroffen, beruhigt werden, doch versichere ich Ihnen, daß auch dies nicht mehr nöthig wäre, da ich mich stark genug fühle, allein nach meiner Wohnung gehen zu können."

„Unter diesen Umständen würde ich Sie nicht allein gehen lassen, wer weiß, der Anfall könnte sich wiederholen und dann wären Sie ohne Beistand. Fühlen Sie sich aber stark genug, so halte ich für das Beste, daß ich Sie sobald als möglich nach Hause bringe."

Rebecca erhob sich von ihrem Sitz und entgegnete

lächelnd: „Um Sie Ihrer freundlichen Fürsorge zu entheben und Ihrer Beängstigung ein Ende zu machen, bin ich bereit, den Weg nach meiner Wohnung mit Ihnen anzutreten.“

Robert warf seinen Pelz über und bot Rebecca seinen Arm an, den diese annahm, ein leises Zittern durchzuckte die schöne Jüdin, er bemerkte es, doch er hielt es für eine Folge dieses krankhaften Anfalls, allein es war die Regung des mahnenden Gewissens.

In kurzer Zeit erreichten Beide die Wohnung der schönen Jüdin, Robert läutete, die Haushälterin des alten Jussuf öffnete und ließ die Harrenden eintreten.

Beide begaben sich hinauf in das Zimmer Jussuf's, der eben ausgegangen war.

Rebecca's Unwohlsein war verschwunden, sie bat Robert Platz zu nehmen, legte Hut und Mantel ab und die Unterhaltung begann.

Zuerst nahm Robert das Wort, indem er sich nach Rebecca's Gesundheitszustand erkundigte: „Nun, mein Fräulein, ist Ihr Anfall vorüber? Wagen Sie nicht zu viel, wenn Sie mir einige Minuten der Unterhaltung gewähren?“

„Der Anfall war ein vorübergehender und ich fühle mich jetzt so stark als vorher. Mein Vater wird nicht lange ausbleiben, wenn Sie einige Zeit für mich übrig

haben, so bitte ich Sie sogar darum, mir bis zur Rückkehr meines Vaters Gesellschaft zu leisten."

„Von Herzen gern, durch diese Bitte machen Sie mich zum Glücklichsten der Menschen, denn ich wage anzunehmen, daß Ihnen meine Unterhaltung nicht ganz lästig wird."

„Nun, ob Sie durch diese Bitte der Glücklichste werden, kann ich nicht bestimmen, da Sie auf jedem Fall schon ein Glücklicher in Moskau geworden sind."

„Mein Fräulein, ich glaube Ihre Worte nicht mißverstehen zu können, wenn ich sie in Verbindung zu einem Verhältnisse zwischen mir und einer andern Person bringe, welches bereits gelöst ist, gelöst werden mußte. — Unbekannt in Moskau, ohne Freund, ohne Führer, kam ich durch eine geheimnißvolle Einladung in die Nähe einer Dame, welche unglücklich schien; stets hat mich das Unglück meiner Mitmenschen angezogen, ich wollte jener Dame eine Stütze werden, doch sie verstand mich nicht, wollte mich nicht verstehen. — Oft schon ist es mir begegnet, daß ich mißverstanden wurde. — Ich glaubte eine gleichgestimmte Seele gefunden zu haben, doch ich hatte mich getäuscht, denn unsere Ansichten über das höchste Gut der Menschen, über die Liebe, waren so entfernt von einander, als der Nordpol vom Südpol. — Ich suchte in der Liebe nichts als geistige Verede-

lung, fern lag mir die Sinnlichkeit; jene Dame kannte diese höhere, edlere Art der Liebe nicht, daher suchte ich eine Kette zu zerbrechen, welche willenlos um mich geschlungen worden war; hätte jene Dame meine Ansichten getheilt, meinen Ideen folgen können, dann, ich leugne es nicht, dann konnte dies Verhältniß ein unzerreißbares werden, ohne je ein strafbares Uebergreifen in die geheiligten Rechte eines Andern nach sich zu ziehen. Leider theilten sich unsere Ansichten. Noch habe ich keinem Menschen ein Geständniß dieser Art gemacht, auch Ihnen würde ich darüber nichts mitgetheilt haben, wenn ich es über mich gewinnen könnte, von Ihnen verkannt zu werden. Das Urtheil der Menge ist mir gleichgültig, nicht aber die Meinung einer Person, die ich schätze, die ich hochachte, die ich anbete. Jetzt, nachdem ich mich Ihnen anvertraut, jetzt verdammen Sie mich, ich werde Alles, Alles ertragen."

Robert schwieg, auch Rebecca entgegnete nichts, es trat eine ziemliche Pause ein, Rebecca übersann noch einmal des Grafen Worte, dann sah sie in sein offenes Auge, sie konnte keinen Schein von Falschheit in dem festen, ruhigen Blick des Grafen finden. „Sollte der Graf trotz dieser tiefen Worte, trotz dieses offenen Gesichts dennoch ein Heuchler sein?" fragte sie sich und gab sich dann selbst zur Antwort: „Nein, er kann irrigen

Ansichten huldigen, doch absichtlich betrügt er nicht; wenn er betrügt, so ist er selbst der Betrogene. Aber noch will ich kein Urtheil feststellen, noch will ich prüfen."

So sprach Rebecca mit sich selbst; nach diesem Selbstgespräch beantwortete sie erst Roberts Anrede: „Herr Graf, Ihre Worte scheinen allerdings Ihrem Herzen zu entspringen, dennoch aber bleiben es — Worte, ich kenne Sie zu wenig, als daß ich mich unterfangen sollte, ein Urtheil über Sie zu fällen, aber die öffentliche Meinung ist gegen Sie. Allerdings ist die öffentliche Meinung nur eine Meinung, oftmals nur durch einen Zufall hervorgerufen, aber schwer bleibt es für Denjenigen, den sie verdammt, sich zu reinigen. Wenn ich auch nichts auf die öffentliche Meinung gebe, so bin ich doch nicht im Stande, in diesem Augenblicke mich über Sie auszusprechen, so großen Werth Sie auch auf einen Ausspruch von mir zu legen scheinen, da ich noch keine Beweise Ihrer Unschuld habe; weit eher möchte ich behaupten, wären Beweise vorhanden, die nicht zu Ihren Gunsten sprächen, wenn ich auch diesen Fall ganz unbeachtet liegen lassen wollte. Jener Brief, den ich Ihnen selbst überbrachte, war der nicht ein Beweis von Schuld, wenn auch vielleicht aus irriger Ansicht entsprossen. — Sie entschuldigen, daß ich, ein Mädchen, es wage, mich zu Ihrer Richterin aufzuwerfen, doch da Sie ein Urtheil

von mir über Ihre Person verlangen, so bin ich gezwungen, jeden Umstand zu berücksichtigen, und wie ich Ihnen schon gesagt habe, in politischer Beziehung scheinen Sie mir nicht ohne Schuld, denn jener Brief klagt Sie an. Können Sie auch diese Anklage vernichten, dann kann ich vielleicht später eine freiere, bessere Meinung über Sie gewinnen, für jetzt aber ist es mir unmöglich, mich über Sie auszusprechen, denn mein Urtheil würde ein befangenes, wenn nicht gar ein verdammendes sein."

Robert wußte genug, er hörte aus Rebecca's Worten deutlich den Einfluß einer dritten Person, ihr Urtheil hatte sie sich gebildet, sie hielt Robert für nicht schuldig, das erkannte er aus dieser Entgegnung. Seine Achtung gegen sie stieg sogar dadurch, daß sie nicht sogleich urtheilte, noch höher, denn sie wollte ein eigenes Urtheil über Robert fällen, dazu bedurfte sie aber noch Zeit.

Dies war Roberts Ansicht über Rebecca's Meinung über seine Person, und wir glauben, daß er nicht ganz Unrecht haben mochte. Freilich war sie als Mädchen leicht geneigt, des schönen Mannes schöne Worte über die Liebe als aus dem Herzen kommend, anzunehmen, um so weniger konnte sie sich aber entschließen, den Grafen in politischer Hinsicht frei zu sprechen. Hören wir erst Roberts Entgegnung über diesen Punkt der

Anklage, vielleicht gelingt es ihm, Rebecca auch hier von seiner Unschuld zu überzeugen.

„Ihre ausgesprochenen Zweifel über meine reinen Absichten lassen mich den Muth fassen, mich Ihnen ganz offen zu zeigen, denn Ihre Offenheit läßt mich annehmen, daß ich Nichts wage, wenn ich mich Ihnen anvertraue. Sie haben allerdings nicht ganz Unrecht, wenn Sie behaupten, daß ich durch meine politische Meinung russische Unterthanen in eine schlimme Lage bringen könnte, denn mehre angesehene Männer im russischen Reiche sind mir an Gesinnung gleich, sind mir verbündet. Gern gestehe ich Ihnen ein, daß Ihre Befürchtungen im Betreff dieser wohl beachtet zu werden verdienen, doch unsere Maßregeln sind so getroffen, daß eine Entdeckung nicht zu fürchten ist, da Namen nur in einer fast nicht zu entziffernden Zeichensprache für den Uneingeweihten geschrieben sind; es ist daher eine Entdeckung nur durch Verrätherei annehmbar, und dieser Fall wird nicht vorkommen, da nur anerkannt rechtliche Gesinnungsgenossen sich uns angeschlossen haben.“

„Also ein Verrath ist dennoch möglich, Sie gestehen dies selbst ein. Bedenken Sie also dies Unglück für die Familien, denen Sie Glieder der Familie durch die Verfolgung einer unausführbaren Idee entreißen, glauben Sie nicht, daß eine Flucht aus Rußland so leicht

zu bewerkstelligen ist, als es vielleicht in Ihrem Vaterlande ermöglicht wird. Sie sind Ausländer, möglich, daß man sie aus Rußland verbannt, wahrscheinlicher aber ist, daß auch Sie das Loos Ihrer Anhänger theilen: — die Verbannung nach Sibirien. Sollte aber das Erstere geschehen, sind Sie dann glücklicher? Die Flüche der Väter, Mütter, Brüder und Schwestern der von Ihnen Verführten werden Ihnen folgen; glauben Sie unter der Last solcher Flüche glücklich leben zu können?"

„Wer die Menschen liebt, muß auch für Sie leiden können, ich opfere freudig Alles für die bessere Zukunft der Menschen, aber nicht ich allein, auch die, die mir gesinnungsverwandt sind."

„Haben Sie aber die geringste Garantie, daß sich Ihre Ideen ausführen lassen? Nein! Sie huldigen einer Idee, welche unausführbar ist und dieser wollen Sie sich und Andere opfern, Andere, die Sie vielleicht erst zur Annahme dieser Ideen bewegt haben! Die Verantwortung für Jene fällt immer auf Sie zurück, wenn Sie dann auch gleiche Strafe für Ihren Irrthum erleiden, so werden Sie doch doppelt unglücklich werden, wenn jene Verführten Sie verfluchen, wenn Ihr Gewissen erwacht und Ihnen dann bittere Vorwürfe macht, machen muß."

„Ihre menschenfreundlichen Ansichten erhöhen nur meine Achtung gegen Sie, doch nimmer werde ich meine Ueberzeugung einer bloßen Ueberredung opfern. Alles, was Sie, theures Mädchen, jetzt mir in's Gedächtniß rufen, Alles dies habe ich reiflich überlegt, ehe ich mich meiner Idee hingab; Alles, was mir droht, habe ich bedacht, jede Möglichkeit erschöpft, nichts ließ mich zurückschrecken. — Es giebt Mittel, eine Verbesserung der mangelhaften socialen Zustände herbeizuführen, doch große Hindernisse sind dabei zu übersteigen, fast dürfte man sie unübersteiglich nennen, dennoch halte ich die Ausführung nicht für unmöglich. Sie richten Ihre Worte an mein Gewissen, dagegen erwidre ich Ihnen, daß ich auch in dieser Beziehung ruhig sein darf, denn auch diese Möglichkeit habe ich wohl erwogen. Die Ideen, welche wir verfolgen, sind nicht der Art, daß eine bestehende Ordnung über den Haufen geworfen werden müßte, nein, unser Plan ist der, langsam auf die Bildung des Volkes hinzuwirken und so nach und nach den Grund zu legen, um eine Verbesserung der Zukunft zu erzielen."

„Wenn Sie aber nichts Anderes beabsichtigten, warum verbergen Sie Ihre Pläne der Polizei, den Regierungen?"

„Weil wir allerdings auch dahin wirken müssen, daß mangelhafte Gesetze verschwinden, weil wir dahin wirken müssen, daß vor dem Gesetz Alle gleich sind, und dies

ist leider noch nicht der Fall; dieser Punkt gerade ist es, welcher einer Verbesserung der Zustände entgegenstrebt. So lange noch der eine Mensch glaubt, er sei über den andern erhaben, so lange es noch Vorrechte der Geburt giebt, so lange ist nicht an eine Verbesserung zu denken. Daher geht auch unser Wirken dahin, die Vorrechte der Geburt aufzuheben, verstehen Sie wohl, die Vorrechte Angeborner. Warum ist die Klasse, der ich angehöre, bevorzugt? Sind wir besser, vollkommener geboren, als der Bürger eines Staates, dem das „von" fehlt? Nehmen die Naturforscher Rücksicht auf diese Eintheilung oder gelten diese allen Menschen gleich? Hat der letzte Stand der Menschheit weniger warmes Blut, als der erste? Sind geistige Vorzüge die Ursache dieser Eintheilung der Menschen in drei Stände? Nein! Nur die Geburt bevorrechtet die Menschen, nicht Wissen, nicht Adel der Seele, nur die zufällige Geburt. Könnte ich nach dieser Eintheilung nicht mit dem Zufall hadern, daß ich nicht wenigstens eines Fürsten Sohn sei? Könnten Sie nicht die allergerechtesten Klagen auf Ungerechtigkeit der Natur erheben, da Sie einem Volke angehören, welches gedrückt und verachtet wird? — Sie sehen, mein Fräulein, daß ich mich auch mit meinem Gewissen abfinden würde, denn ich darf meine Absichten offen bekennen; freilich habe ich mit dem Vorurtheil der

Menschen, welche bevorrechtet sind, zu kämpfen, die Polizei zu fürchten, weil ich mangelhafte Gesetze verbessert haben will, weil ich überhaupt die Würde der Menschen mir gleich denke, weil ich — für die Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte kämpfe. — Darum weg mit den Vorrechten der Geburt, weg mit den Vorrechten der Zeit, nur der sei bevorrechtet, der sich um die Menschheit verdient macht, sei es durch Wissenschaft, sei es durch Erfindungen, sei es durch Einführung einer Verbesserung der mangelhaften Zustände unsers Jahrhunderts, sei es durch Geist oder Seelenadel, sein Vorrecht sei der Genuß der allgemeinen Achtung, der allgemeinen Liebe. — Diese Achtung, diese Liebe würde aber nur ihm, dem großen Manne gelten, denn Niemand würde dem Sohne desselben dieselbe Achtung, dieselbe Liebe zollen, wenn dieser kein anderes Verdienst besäße, als nur der Sohn des großen Vaters zu sein. Können Sie nach dem, was ich über diesen Punkt gesagt, sich einverstanden mit den bestehenden Vorrechten der Geburt erklären?"

Rebecca wollte eben dem Grafen ihre Ansichten darüber mittheilen, als Tritte im Vorzimmer hörbar wurden, welche die Ankunft des alten Jussuf ankündigten.

Gleich darauf trat Jussuf ein, er war nicht wenig erstaunt, den Grafen in seiner Wohnung zu finden, wel-

ches Erstaunen sich auch in seiner Begrüßung und Anrede kund gab. „Willkommen, Herr Graf, willkommen, was verschafft mir denn die Ehre Ihres so frühen Besuchs? Ich glaubte meine Tochter bei Ihnen, jetzt finde ich Sie hier. Haben Sie vielleicht ein Geschäft mit dem alten Jussuf?"

„Nein, mein Herr, dennoch trieb mich die Nothwendigkeit in Ihre Behausung. Ihre Fräulein Tochter stattete mir einen Besuch ab, doch kaum war sie eingetreten, als ein Unwohlsein die Ursache ward, das Fräulein sobald als möglich wieder nach Hause zu geleiten."

Aengstlich eilte der alte Jussuf nach seiner Tochter. „Rebecca, Du bist krank, was fehlt Dir, mein Kind? Ich will sogleich zum Arzt schicken, geh zu Bette, meine Tochter, ich will Dich pflegen, ich will Dich warten."

Lächelnd über des Vaters unnöthige Fürsorge entgegnete Rebecca: „Laß es gut sein, mein theurer Vater, mein Unwohlsein war nur ein vorübergehendes, jetzt bin ich wieder wohl. Die frische Luft auf dem Wege nach unserer Wohnung hat mich hergestellt, jetzt fehlt mir nichts mehr."

„Herr Graf, ich bin Ihnen sehr verbunden für die zarte Aufmerksamkeit für meine Tochter, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank."

„Brechen wir davon ab, ich bin dem Zufall Dank

schuldig, der mir das Glück zu Theil werden ließ, dem Fräulein einen kleinen Dienst erweisen zu können."

Noch immer nicht ganz frei von Angst und Sorge um sein theures Kind, fragte Jussuf noch einmal: „Du fühlst Dich jetzt wieder wohl? Ich darf Deinen Worten glauben, Du sagst es nicht nur, um mich zu beruhigen?"

„Gewiß, mein Vater, ich bin ganz wiederhergestellt."

„Gut, dann will ich es glauben. Nun zu Ihnen, Herr Graf, ich bringe Neuigkeiten aus Ihrem Vaterlande; die neueste Nummer der Petersburger Hofzeitung enthält einen Artikel, der wichtig genug ist, Ihr Interesse in Anspruch zu nehmen." Bei diesen Worten zog er ein Exemplar der Zeitung und las: „Frankreich. Paris. Ihre Majestäten der König und die Königin von Frankreich beabsichtigten Ihrer Majestät der Königin von England einen Gegenbesuch für den Besuch des vergangenen Jahres zu machen. Das getreue Volk von Paris wollte nicht Ihre Majestäten den Unannehmlichkeiten einer solchen Reise in dieser strengen Jahreszeit ausgesetzt sehen und gab seine Mißbilligung in einem Zusammenlauf kund, dennoch traten Ihro Maj. der König und die Königin die Reise an und befinden sich wohlbehalten in London. Die Ruhe von Paris ward nicht weiter gestört."

Jussuf beendigte seine Vorlesung und betrachtete auf-

merksam des Grafen Züge, um die Wirkung dieser Nachricht auf des Grafen Gemüth zu beobachten. Der Graf blieb ruhig.

„Nun, Herr Graf," nahm Jussuf wieder das Wort, als Robert durchaus nichts auf diese Nachricht erwiderte: „ist Ihnen diese Nachricht so gleichgültig?"

„Allerdings!"

„Und finden Sie in dieser Nachricht nichts von Bedeutung?"

„Nein!"

„Dann können Sie keine russische Zeitung lesen. „„Die Ruhe von Paris ward nicht weiter gestört."" Sie ist aber gestört gewesen, der König und die Königin haben Paris, haben Frankreich verlassen, sind das nicht Nachrichten von Wichtigkeit?"

Aufmerksam lauschte Robert Jussufs Worten, dann fragte er: „Sollte in dieser Nachricht wirklich mehr zu suchen sein, als es auf den ersten Blick den Anschein hat?"

„Herr Graf, Sie müssen zwischen den Zeilen lesen."

„Aber diese Zeitung ist doch eine officielle?"

„Allerdings! Diese Nachricht ist auch officiell."

Robert sah den alten Jussuf erstaunt an, dann entgegnete er: „Hm, hm! — Jetzt verstehe ich Sie erst. — Also der König hat Frankreich verlassen? Das Volk

ist in Aufregung? — Dies ist der Inhalt dieser Nachricht, der angebliche Gegenbesuch ist weiter nichts als eine Ausschmückung des Artikels, die Abreise scheint also mehr eine Flucht oder Vertreibung der königlichen Familie zu sein? — Habe ich jetzt richtig gelesen?"

Schlau lächelnd bemerkte Jussuf: „Es mag wol ziemlich richtig sein, denn sonst wäre keine so eigenthümliche Schlußformel bei dem Aufsatz, als diese ist."

„Dann bin ich neugierig, was ich aus Frankreich für Nachrichten erhalte, denn wenn eine Umwälzung stattgefunden hat, so hoffe ich auf eine baldige Nachricht."

„Eine derartige Nachricht dürfte wol Ihre augenblickliche Abreise zur Folge haben?" fragte Jussuf sehr bedeutungsvoll.

„Dies weniger, im Gegentheil dürfte meine unbestimmte Abwesenheit von meinem Vaterlande sich dann in eine bestimmte und vielleicht längere Dauer verwandeln. Aufrichtig gesagt, es mißfällt mir durchaus nicht in Rußland, seitdem ich auch hier liebe Freunde gefunden habe."

„Und auch vielleicht Freundinnen?" fügte lächelnd und zweideutig Jussuf hinzu.

Das Gespräch ward noch einige Zeit lebhaft fortgeführt, dann entfernte sich Robert mit dem Versprechen,

der Einladung einer Wiederholung des Besuchs baldigst nachzukommen.

Kaum hatte sich der Graf entfernt, als der alte Jussuf sogleich seine Tochter in's Verhör nahm: „Nun, der heutige Besuch beim Grafen hat zu keinem Resultat geführt, nicht wahr?"

Rebecca war auf eine solche Frage ihres Vaters gefaßt und dennoch bemächte sich Verlegenheit ihrer. Das entwendete Papier hatte sie noch in der Tasche, sie konnte sich aber noch nicht entschließen, es ihrem Vater einzuhändigen, denn sie war noch nicht über des Grafen Charakter im Klaren. Um Zeit zu gewinnen, verschwieg sie ihrem Vater den gelungenen Raub, ihm entgegnend: „Kaum eingetreten beim Grafen, ward mir sehr unwohl, sodaß ich eilen mußte, in der frischen Luft mich zu erholen; nachdem ich einmal auf der Straße mich befand, konnte ich doch unmöglich noch einmal in des Grafen Wohnung zurückkehren, ohne dem Grafen Anlaß zu Betrachtungen zu geben, obgleich mein Unwohlsein in der frischen Luft verschwand. Trotzdem ist mein Besuch nicht ohne Vortheil für mich gewesen, ich weiß jetzt wenigstens, wo der Graf seine Papiere verwahrt."

Mit großer Hast fiel hier der alte Jussuf ein: „Und sind sie zu entwenden?"

Rebecca sah ihren Vater forschenden Blicks an, seine

Aufregung war ihr befremdend. „Ich glaube nicht, wenn nicht ein Zufall mir dazu verhilft," — entgegnete sie nach einer kleinen Pause; ein Errôthen der Tochter über die Nothlüge bemerkte der alte Jussuf nicht, er war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er Rebecca seine Aufmerksamkeit hätte schenken können.

Nach mehren Minuten des tiefsten Schweigens ergriff der alte Jussuf noch einmal das Wort: „Du glaubst also, daß es schwer sein wird, die Papiere zu erlangen?" —

„Gewiß, doch ist vielleicht eine Gelegenheit mir dazu behülflich."

„Rebecca, ich gewähre Dir volle Freiheit, Du kannst zu jeder Stunde den Grafen besuchen, er darf sich zu jeder Zeit in meiner Wohnung einfinden, doch ich bitte Dich, schaff' mir die Papiere, ehe es zu spät wird. Der Augenblick ist nahe, in welchem vielleicht die Regierung sich selbst um diese Sache kümmern dürfte, und dann wäre eine Rettung der Unglücklichen nicht mehr möglich. Wie Du gehört hast, ist in Frankreich Unruhe ausgebrochen, unsere Regierung wird jetzt ihre Aufmerksamkeit gegen Ausländer, besonders aber gegen Franzosen, verdoppeln."

„Ich werde Alles aufbieten, sobald als möglich mich in den Besitz dieser Papiere zu setzen, bis jetzt ist es mir

aber noch nicht gelungen. — Doch Du erlaubst mir wol, mich umzukleiden, ich werde heute nicht mehr ausgehen, Ruhe scheint mir Bedürfniß."

Rebecca entfernte sich, ohne des Vaters Antwort abzuwarten und eilte nach ihrem Zimmer. Daselbst angelangt, war ihre erste Sorge, das dem Grafen entwendete Papier zu verbergen, doch wohin konnte sie es sicher verstecken, daß es von Niemandem gefunden wurde. — Sie überlegte hin und her, endlich hielt sie für das Beste, dasselbe in einem ihrer Kleider zu verbergen, dies führte sie auch sogleich aus.

Nun hielt sie noch einige Zeit mit sich selbst Rath, was sie beginnen sollte. Die Nothwendigkeit drängte sie, das Papier baldigst ihrem Vater auszuliefern, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, eine unsichtbare Gewalt hielt sie davon zurück. Auch wollte sie sich gern noch etwas mehr in's Klare setzen über des Grafen Charakter, denn sie hielt denselben für keinen bösen Menschen, höchstens für einen, welcher einem Irrwahn huldigt.

Lange noch berieth sie über diesen Gegenstand, ohne ein Resultat zu erzielen, sie blieb unschlüssig und überließ der Zeit die Entscheidung.

II.

Mehre Tage vergingen, ohne daß etwas Wichtiges, Interesse Erregendes geschah. Rebecca besuchte den Grafen, der Graf machte Gegenvisiten in des alten Jussuf Wohnung. Zwischen Jussuf und Myrow bestand noch das Bündniß, den Grafen zu stürzen, zu verderben, doch noch immer fehlte es an den Beweisen.

Eines Abends saßen Jussuf und Myrow zusammen in des erstern Wohnung, Rebecca war beim Grafen. Die beiden alten Gauner sich selbst überlassen, sprachen natürlich über ihr Lieblingsthema, über den Verrath des Grafen, die Zeit drängte, ihren Plan auszuführen, wenn er ihnen noch etwas einbringen sollte, denn wie Jussuf vorausgesehen, so war es gekommen. Seit der Umwälzung in Frankreich war die Polizei besonders aufmerksam gegen in Rußland lebende Ausländer; die Moskauer Polizei hatte sogar die Weisung erhalten, die hiesigen Franzosen unter die strengste Controle zu stellen.

Jussuf erhielt nun officiell von der Polizei den Auftrag, den Grafen Dumont zu beobachten.

Das Gespräch der beiden Juden eröffnete Jussuf: „Seht Ihr, wie ich Alles vorhersehe? Jetzt übernimmt

die Polizei selbst unsern Plan, wir müssen daher eilen, der Polizei zuvorzukommen.“

„Ihr habt vollkommen Recht, aber ohne Beweise können wir nichts gegen den Grafen unternehmen, wenn wir nur wenigstens Briefe von ihm hätten. Warum habt Ihr auch jenen Brief nicht behalten? Wenn wir denselben noch hätten, so wäre uns geholfen.“

„Durch die Zurückgabe jenes Briefes glaubte ich größeres zu erzielen, als mir bisher gelungen ist, doch es kann noch jeden Augenblick gelingen, den Grafen zu fangen.“

„Ja, wenn Eure Rebecca nicht abtrünnig wird und dem Grafen am Ende unsere Absicht verräth.“

„Was soll Rebecca verrathen? Rebecca weiß nichts, ich habe ihr Nichts mitgetheilt, folglich kann Sie auch Nichts verrathen. Um aber zu erfahren, wie die Sachen stehen, werde ich, sobald sie nach Hause kommt, sie genau verhören; ahne ich Verrath, so darf sie mir nicht mehr zum Grafen und wir handeln allein, hat sie aber Hoffnung, uns zu jenen Papieren zu verhelfen, so lassen wir Alles beim Alten. Seid Ihr das zufrieden?“

„Gewiß! Auf diese Art muß es doch zur Entscheidung kommen, warten wir noch länger, so enthebt uns am Ende die Polizei unserer Mühe und wir sind um unsern Verdienst gebracht.“

„Habt keine Sorge, der alte Jussuf ist schlau, so leicht läßt er sich nicht betrügen. Der Graf ist uns verfallen, der Lohn muß uns werden. Doch, um meiner Tochter Argwohn nicht zu wecken, bitte ich Euch, mich jetzt allein zu lassen, damit sie nicht meinem Verhör ausweicht, denn wenn ich sie nicht zur Ueberlegung kommen lasse, glaube ich den Stand der Dinge genauer zu erfahren, als wenn ich ihr erst Zeit gönne. Auch ist mir ja Gelegenheit geboten, ihr die Sache sehr dringend vorzustellen, da die Polizei bereits auf den Grafen ihr Augenmerk richtet. Morgen früh könnt Ihr dann erfahren, wie das Geschäft steht."

Myrow war dies zufrieden und entfernte sich; es war aber auch die höchste Zeit, denn kaum zehn Minuten später trat Rebecca ein. Der Graf hatte sie bis zu ihrer Wohnung begleitet, doch da es schon spät, die Einladung der schönen Jüdin, noch einige Minuten zu ihrem Vater hinaufzugehen, nicht angenommen.

Jussuf empfing seine Tochter sehr freundlich, ihm war es sehr angenehm, daß der Graf heute nicht mit eingetreten war, konnte doch jetzt Jussuf sein Kind examiniren.

Nachdem Rebecca ihren Vater begrüßt, eilte sie nach ihrem Zimmer, um sich umzukleiden und kehrte in wenig Minuten zurück.

Bei einer Tasse Thee leitete der alte Jussuf das Gespräch langsam auf das bekannte Thema, indem er mit gleichgültigem Tone begann: „Es ist mir recht unangenehm, daß der Graf Dumont der Regierung so schroff gegenüber steht, seit dem ich ihn habe kennen lernen, ist er mir täglich lieber geworden, schade, daß er ein so gefährlicher Mensch ist."

„Lieber Vater, ob er wirklich so gefährlich ist, als Du glaubst, weiß ich wirklich nicht, er scheint mir ebenfalls nur ein Verführter zu sein, auch sind seine Pläne gar nicht so staatsgefährlich, als Du mir gesagt hast. Gegen Rußlands Regierung hat er überhaupt keinen Plan, dennoch kann er für seine Freunde gefährlich werden, weil die russische Regierung bei solchen Gelegenheiten nicht lange untersucht, sondern gleich verurtheilt."

Jussuf wußte jetzt, was er von seiner Tochter zu erwarten hatte, denn die Vertheidigung war für ihn überzeugend genug. Er ließ sich aber nichts merken, sondern fuhr ruhig fort: „Beinahe glaube ich selbst, daß der Graf ein Verführter in der Politik ist, denn die leichtsinnigen französischen Schriftsteller senden eine Masse Zeug in die Welt, welches so überzeugend geschrieben ist, daß man versucht wird, dasselbe zu glauben. Bei alledem halte ich aber dennoch den Grafen für einen ziemlich

leichtsinnigen Menschen, seine Lebensweise, sein Betragen spricht dafür."

„Auch in dieser Beziehung kann man sich täuschen. Der Graf ist ein Mann von tiefem Gefühl und — wäre er kein Christ — ich würde ihn lieben. Um ihn ganz kennen zu lernen, bedarf es der Zeit und eines gleich tiefen Gemüths, ich halte ihn durchaus nicht für charakterlos, sondern im Gegentheil für einen festen, eisernen Charakter, sein tiefes Gefühl für die Menschheit mag ihn irre geleitet haben, aber er glaubt sich von der Wahrheit seiner Ideen überzeugt und dies ist sein Unglück, dies kann sogar zum Unglück für Andere werden."

Der alte Jussuf hörte aufmerksam seiner Tochter zu, er fand seine Vermuthung bestätigt, Rebecca liebte den Grafen, wenn diese es ihm auch nicht gestand, ja sogar sich selbst noch nicht gestanden hatte. Jetzt galt es, Rebecca auf andere Art zu gewinnen, Jussuf entdeckte bald den richtigen Weg, er zeigte Theilnahme für den Grafen, Rebecca's Gefühl mußte zur Verrätherin an dem Grafen werden.

Mit freundlichem Tone wandte er sich jetzt an die Tochter: „Sollte der Graf wirklich ein guter Mensch sein, so muß ich ihn bedauern, denn er ist verloren."

„Verloren?" fragte entsetzt Rebecca.

„Verloren, sobald wir ihn nicht zwingen können, in

wenig Tagen Rußland zu verlassen, die Regierung ist bereits auf ihn aufmerksam geworden, ich glaube kaum, daß er zu retten ist; er wird alle Vorsichtsmaßregeln angewendet haben, um einer Entdeckung vorzubeugen und im Vertrauen auf diese einer freundschaftlichen Mahnung nicht Folge leisten. Hätten wir aber einen Beweis seiner staatsgefährlichen Conspiration, so wäre er zu zwingen, Rußland zu verlassen, da er im entgegengesetzten Falle zur Deportation nach Sibirien verdammt würde und er gewiß eine freiwillige Entfernung aus Rußland einer Deportation vorzöge. Der Regierung ist auch bereits unser freundschaftliches Verhältniß mit dem Grafen bekannt, denn man hat mir in Folge dessen einen Befehl zugeschickt, den Grafen genau zu beobachten."

Bei diesen Worten nahm Jussuf ein Papier und hielt es seiner Tochter vor; leider waren Jussuf's Worte Wahrheit.

Rebecca konnte nach des Vaters Ausspruch den Grafen retten, denn sie hatte ein Papier, was des Grafen Gesinnung sehr verdächtigte, nur wußte sie noch nicht, wie sie es dem Vater überreichen sollte, ohne daß dieser merkte, daß sie schon mehre Tage im Besitz desselben sei. Endlich glaubte sie einen Ausweg gefunden zu haben, da sie jene Schrift, welche sie dem Grafen entwendet, stets bei sich trug, um sicher zu sein, daß die-

selbe nicht in andere Hände gerathen möge. Sie wollte jetzt diese Schrift an ihren Vater ausliefern, um — den Grafen zu retten.

„Lieber Vater,“ begann sie, „ich glaubte, Du würdest über mein langes Ausbleiben erzürnt sein, aber im Gegentheil, ich finde Dich freundlicher als je. Ich habe eine Ueberraschung für Dich, ich wollte sie freilich noch geheim halten, doch die Nothwendigkeit zwingt mich, nicht länger damit zu zögern. Ich bin im Besitz einer Schrift des Grafen, doch weiß ich nicht, ob sie zu unserm Rettungsversuche hinreichend sein wird.“

„Mit freudestrahlenden Augen unterbrach sie Jussuf: „Geschwind mein Töchterchen, geschwind, laß sehen, ob die Schrift für unsern Plan paßt?“

Rebecca konnte die Schrift kaum aus ihrer Tasche nehmen, der alte Jussuf drängte seine Tochter und konnte nicht die Zeit erwarten, bis diese ihm dieselbe zur Durchsicht reichte.

Endlich hielt sie der Jude in den zitternden Händen, ein teuflisch-triumphirendes Lächeln umspielte seinen Mund, seine Augen blitzten in umheimlicher Freude unter den starken, weißen Augenbrauen hervor, er überflog die Schrift, als er damit zu Ende war, drückte er seiner Tochter die Hände und sagte: „Jetzt sind wir am Ziele, der Graf ist in unsern Händen. Dachte ich es doch,

daß meine Rebecca den Christen besiegen würde, wer sollte aber auch Dir widerstehen können? Der Christ ist jetzt in unsern Händen; wir sind die Sieger."

Die schöne Jüdin wunderte sich allerdings über ihres Vaters grenzenlose Freude, doch hielt sie diesen Ausbruch für eine Ergießung des Herzens, daß die Rettung des Grafen noch möglich sei, in des unverdorbenen Mädchens Gemüth war noch keine Ahnung, daß sie durch die Uebergabe dieser Schrift den Grafen dem Untergange geweiht.

Freudig bewegt fuhr der alte Jussuf fort: „Morgen früh wollen wir gleich Anstalten treffen, unsern Plan auszuführen, o, ich möchte beinahe die Nacht dazu verwenden. Wie wird sich Myrow wundern, wenn er mich im Besitz eines so unumstößlichen Beweises von des Grafen Schuld sieht, der wird Augen machen, hat er doch immer an Dir gezweifelt, doch jetzt wird, jetzt muß er schweigen."

Eisig überlief es die arme, unglückliche Rebecca, als ihr Vater den Namen Myrow nannte, war dieser mit betheiligt bei diesem Unternehmen, so war es um den Grafen geschehen, Myrow war ihrer Ansicht nach das böse Princip ihres Vaters, daß ihr Vater selbst den Verräther abgeben wollte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Mit Todtenblässe überdeckt richtete sie mit zit-

ternder Stimme die Frage an ihren Vater: „Was sprachst Du von Myrow? — Weiß dieser von unserm Unternehmen?"

„Allerdings! Er brachte mir zuerst die Nachricht von des Grafen staatsverrätherischen Ansichten, er machte mich zuerst aufmerksam auf diesen Fremdling."

„Dann ist der Graf verloren, ich selbst habe ihn verrathen," schluchzte Rebecca, „doch nein, noch ist er nicht verloren, Du gabst mir Dein Wort, den Grafen nicht zu verderben, Du wirst es halten, Du mußt es halten, Deine Tochter wird Dich zwingen."

Der alte Jussuf, seiner Tochter festen Willen kennend, entgegnete doppelzüngig: „Was ich Dir versprochen, werde ich halten. Ob der Graf in Frankreich lebt, oder auch in Sibirien, mir gilt es gleich, ich will ihn nur unschädlich für Rußland machen."

„So schwöre mir bei dem Andenken meiner Mutter, daß Du den Grafen nicht um seine Freiheit bringen willst, schwöre es bei dem Gotte unserer Väter" rief Rebecca mit heiligem Ernst.

Jussuf befand sich in einer kritischen Lage, seiner Tochter gegenüber, denn er mochte ihr den Schwur nicht leisten, da er ihn nicht zu halten gesonnen war. Beim Andenken an die Gattin hätte er gern geschworen, dieser Eid galt dem grauen Bösewicht nichts, doch bei dem

Gott seiner Väter zu schwören, dies Verlangen hätte er nicht erfüllt, er war strenggläubiger Jude, einen solchen Eid konnte er nicht leisten, dies war gegen seine Grundsätze.

Da fiel ihm ein, daß durch Zeit Alles gewonnen werden könne, er versuchte seine Tochter auf den nächsten Tag zu vertrösten: „Du verlangst einen Eid von mir, von mir Deinem Vater? — Kann ich, darf ich schwören, bei einer Gelegenheit, wo ich nicht für den nächsten Augenblick bürgen kann, daß der Eid, den ich schwöre, ein Meineid wird? Wenn ich auch Nichts gegen den Grafen unternehme, kann er nicht in dieser Stunde schon seiner Freiheit beraubt werden? Können wir nicht schuldlos die Schuld an des Grafen Verhaftung tragen? — Nein, Rebecca, diesen Eid kannst Du nicht von Deinem Vater, dem alten ehrwürdigen Jussuf, verlangen. — Du bist aufgeregt, Deine Phantasie malt Dir Schreckbilder, doch Ruhe wird Dich stärken, morgen wirst Du kälter über diesen Gegenstand sprechen, lege Dich schlafen, morgen früh wollen wir Beide zusammen überlegen, was zu thun am geeignetsten scheint.“

Rebecca sah ihrem Vater zweifelnd in die Augen, dann sagte sie fast drohend mit fester Stimme: „Nun wol, ich werde schlafen gehen, aber Dein Wort bürgt mir, daß Du Nichts gegen den Grafen unternimmst,

was ihm gefährlich werden könnte. Deiner Tochter Schicksal hängt von dem des Grafen ab, Du verlierst Deine Tochter, wenn der Graf durch Dich ins Verderben gestürzt wird. Bedenke dies, bedenke, daß Rebecca stark im Willen, unbeugsam ist. Gute Nacht!"

Nach diesen Worten, welche mit einem Tone gesprochen wurden, dem man es anhörte, daß es Rebecca Ernst mit der Drohung sei, entfernte sie sich durch die Nebenthür, ohne eine Antwort des erstaunten Vaters abzuwarten.

Jussuf saß regungslos auf seinem Stuhle, er kannte seiner Tochter unbeugsamen Willen, was sollte er beginnen? Er überlegte, doch kein Weg ließ sich finden aus diesem Labyrinthe. Der Graf war in seinen Händen und dennoch wagte er nicht, ihn zu verderben, denn er verlor dadurch eine Tochter, die sein Leben, seine Seele war.

Da durchzuckte ihn ein Gedanke. — Er schritt zur Ausführung desselben. Rasch stand er von seinem Sitze auf, eilte an das Schreibpult, nahm die Schrift, welche ihm seine Tochter gegeben und las diese noch einmal durch, dann murmelte er vor sich hin: „Ja, ja, so wird es gehen!" Nun schrieb er einen Bogen ziemlich voll und packte die Schrift des Grafen in den beschriebenen Bogen zusammen, legte beides in ein Couvert,

auf welches er eine Adresse schrieb; als auch dies geschehen war, sprach er ziemlich hörbar zu sich selbst: „Dies wird das beste Mittel sein, um zum Ziele zu gelangen. Morgen früh schicke ich das Packetchen zur Post, die Sache eilt, bald muß Nachricht zurückkommen, der Graf wird bis dahin aufgehalten, meine Tochter vertröste ich von einem Tag zum andern; sobald Nachricht von Petersburg eintrifft, wird der Graf ohne Aufsehen arretirt, Sibirien liegt weit von hier. — Der Graf ist verschwunden. Meine Tochter muß an eine Flucht des Grafen glauben und die Zeit wird das Uebrige thun. Freilich wird Myrow wüthen, denn Rebecca wird ihn nie zum Gatten nehmen, doch ich kann es nicht ändern, zwingen mag ich sie nicht."

Die Denunciation des Grafen sollte schon am andern Morgen geschehen; Rebecca, welche von diesem Plane nichts erfuhr, sollte in dem Verschwinden des Grafen eine freiwillige Flucht desselben sehen, und der jeden Schmerz lindernden Zeit vertraute Jussuf sein Kind an. Der Plan war nicht übel, doch Jussuf hatte sich stark verrechnet.

Als Rebecca ihren Vater verließ, eilte sie auf ihr Zimmer, doch zu aufgeregt, um sich nach Ruhe zu sehnen, warf sie sich auf das Sopha ihres Zimmers und hing ihren Gedanken nach.

Plötzlich sprang sie auf, ein fürchterlicher Gedanke stieg ihr empor. — „Wenn nun mein Vater schon diese Nacht Maßregeln ergriff, den Grafen zu stürzen?" sprach sie zu sich selbst, „wie könnte ich ihn erretten, ich, die ich ihn verrathen habe? — Nein, der Graf darf nicht verderben, ich selbst, ich will, ich muß ihn retten. — Aber um nicht hintergangen zu werden, muß ich meinen Vater beobachten — hat er mich doch selbst gelehrt, wie man spionirt."

Kaum hatte sie ausgesprochen, als sie ihr Zimmer verließ und so leise als möglich nach dem ihres Vaters schlich; dort lauschte sie, ob Alles ruhig im Hause sei, dann bückte sie sich und sah durch's Schlüsselloch. Da saß ihr Vater und schrieb emsig, ihr Verdacht war gerechtfertigt; nie schrieb ihr Vater zu dieser Stunde, es mußte also ein wichtiger Umstand vorhanden sein, der ihn zu dieser Ausnahme veranlaßte. Hätte sie einen Blick auf dies Blatt werfen können, sie hätte viel darum gegeben.

Endlich hörte er auf zu schreiben, er las es noch einmal durch, dann hielt er seinen ziemlich lauten Monolog, Rebecca hörte Alles — das Verderben des Grafen war beschlossen.

Rebecca wußte genug, sie eilte zurück auf ihr Zimmer, sie suchte ihr Lager auf, doch der Schlaf floh sie,

sie durchwachte die Nacht, stets beschäftigt, ein Mittel ausfindig zu machen, den Grafen zu retten.

Beim ersten Grauen des Tages erhob sie sich von ihrem Lager. Ohne zu wissen, was sie beginnen wollte, begab sie sich auf das Zimmer ihres Vaters, welcher ebenfalls heute früher als gewöhnlich aufgestanden war.

Jussuf traute kaum seinen Augen, als Rebecca angekleidet vor ihm stand. „Ei, ei, hat meine Rebecca so früh ausgeschlafen?"

Mit bebender Stimme entgegnete die Tochter: „Mein böses Gewissen ließ mich nicht schlafen. — Hast Du gut geschlafen, Vater?" fügte sie bedeutsam hinzu.

„O ja, mein Kind, wenn man sich nichts Bösen bewußt ist, schläft man stets gut."

„Und bist Du Dir nichts Bösen bewußt?" fragte sie, während sie langsam nach des Vaters Schreibpulte schlich.

Jussuf merkte der Tochter Absicht, er eilte ebenfalls nach dem Schreibpulte und entfernte das Packet, welches noch von der verflossenen Nacht da lag. Rebecca konnte die Adresse nicht lesen, wohl aber den Ort, wohin es adressirt war — Petersburg. —

Also die Schriften des Grafen sollten nach Petersburg, dann kam von dort ein kaiserlicher Befehl und der Graf machte eine Reise nach Sibirien, von der er nicht zurückkehrte.

Gleichgültig scheinend fragte Rebecca: „Hast Du einen Plan gefaßt, wie wir den Grafen retten können?“

„Einen Plan habe ich erdacht, doch ist er noch nicht ausführbar. — Morgen, vielleicht übermorgen. — Wir müssen vorsichtig zu Werke gehen.“

„Und was wirst Du mit jener Schrift thun, welche ich dem Grafen entwendet?“

„Die werde ich sorgfältig bewahren, damit sie nicht in unrechte Hände fällt.“

„Und wirst Du sie stets aufbewahren?“

„So lange es mir nöthig erscheint.“

Rebecca wußte genug.

Um sich jedoch ganz von ihres Vaters Treulosigkeit zu überzeugen, wartete sie ruhig ab, wohin er gehen werde und ob er das Packet mit sich nehmen würde.

Es währte auch nicht lange, so griff er nach Hut und Stock, nahm das Packet aus dem verschlossenen Kasten und entfernte sich.

Kaum hatte Jussuf das Haus verlassen, als Rebecca ihren Mantel umwarf und ebenfalls das Haus verließ. Wie ein aufgescheuchtes Reh flog sie über die Straße, mit ihrem scharfen Auge umherspähend; in der nächsten Straße schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, denn sie mäßigte ihre eiligen Schritte.

Nachdem sie mehre Straßen durchschritten, blieb sie stehen, lauschend blickte sie in die Ferne. Einige Minuten mochte sie gewartet haben, da rang ein tiefer Seufzer sich aus ihrer Brust, und mit angsterfüllter Miene preßte sich das Wort fast lautlos durch die Lippen: „Verloren!“ Dann eilte sie die Straße zurück, schlug jedoch bald einen andern Weg ein, als den, den sie gekommen.

Was mochte sie verfolgt, was mochte sie belauscht haben? ist gewiß die Frage, die der Leser gelöst wissen will. Es sei.

Rebecca verfolgte ihren Vater, sie wollte Gewißheit haben, ob er das Packet, welches die verrätherische Schrift des Grafen enthielt, wirklich zur Post geben würde; als sie in einer der Straßen still stand und lauschte, schlich der alte Jussuf in das Postgebäude, als sie das Wort „Verloren“ auspreßte, trat er wieder aus demselben, aber ohne das Packet. In einer Stunde ging das Packet nach Petersburg, dann war Robert verloren.

Aber noch gab die schöne Jüdin nicht alle Hoffnung hin, sie wollte wenigstens versuchen, den Grafen, den sie verrathen, zu retten, und — wenn keine Rettung möglich war, mit ihm untergehen.

Sie eilte durch mehre Straßen, endlich schien sie ihr

Ziel erreicht zu haben, denn sie zögerte; ihr Gesicht nahm den Ausdruck eines tiefen Nachdenkens an, dann heiterte es sich ganz auf, an diesem Morgen zum ersten Male.

III.

Robert saß in seinem geheimen Zimmer, eben beschäftigt, seinen Mocca zu schlürfen, als ein Klopfen an der Thür hörbar wurde. Neugierig, wer am frühsten Morgen ihn schon zu besuchen kam, rief er: „herein.“

Als sich die Thür öffnete und Rebecca eintrat, sprang er fast erschrocken vom Divan in die Höhe, denn diesen Besuch hatte er nicht erwartet, aber das bleiche Gesicht der schönen Jüdin rechtfertigte seinen Schreck; Rebecca's Antlitz war verstört durch Kummer, Angst und eine schlaflose Nacht.

„Mein Fräulein, was führt sie schon so früh zu mir?“ fragte er mit einem an Aengstlichkeit grenzenden Staunen.

Mit schmerzlichem Ausdruck entgegnete sie: „Das erwachende Gewissen einer Sünderin, einer Verrätherin. Herr Graf, ich komme, um zu Ihren Füßen Vergebung

für mich zu erflehen, ich habe Sie in Unglück gestürzt, und wenn wir nicht Alles aufbieten, sind Sie unrettbar verloren."

Staunend sah Robert der Jüdin in die schönen Augen, aber die Gluth derselben war von Thränen erstickt. Er begriff nicht den Sinn dieser Rede, daher fragte er noch einmal: „Sie haben mich in's Unglück gestürzt? Ich bin verloren? — Durch Sie verloren? — Mein Fräulein, ich verstehe Sie nicht."

„Das glaube ich Ihnen gern, denn mein Verbrechen ist nicht zu fassen und doch ist es so. Trotzdem bin ich nicht so strafbar als ich scheine; meine Absicht, welche mich zu dem Verrath trieb, war eine edle, aber ich selbst wurde hintergangen, mein Vater betrog mich. Lassen Sie mich aber kurz sein, die Zeit drängt, jeder Augenblick ist kostbar. — Vor längerer Zeit raubte ich Ihnen ein Papier, Sie scheinen den Verlust desselben noch nicht bemerkt zu haben, in der Absicht, Sie und Ihre Anhänger dadurch zu retten, mein Vater bewog mich dazu, indem er mir diesen Verrath als eine edle Handlung darstellte; vielleicht wäre es eine edle That gewesen, wenn mein Vater und Myrow nicht Ihren Untergang beschlossen hätten. Gestern Abend erst überreichte ich meinem Vater jenes Ihnen entwendete Papier, es war die höchste Zeit, Sie dadurch zu retten oder zu verder-

ben, mein Vater beschloß, Sie zu verderben. Jenes Papier macht bereits den Weg nach Petersburg, in wenig Tagen sind Sie verloren, wenn Sie nicht augenblicklich auf Rettung denken."

Robert stand erstarrt vor der Jüdin, er konnte den Gedanken nicht fassen, daß Rebecca ihn verrathen. Er eilte nach seinen Papieren, durchsuchte diese, er fand die Wahrheit bestätigt, ein wichtiges Papier fehlte ihm. Noch immer zweifelnd, daß Rebecca ihm dieses Papier entwendet, blickte er mit forschendem, prüfenden Auge sie an: „Sie hätten dies Papier mir entfremdet?"

Wie vernichtet antwortete Rebecca: „Ja! Doch in demselben Augenblicke fügte sie mit Würde, ja mit Hoheit hinzu: „Aber daß ich's that, galt einem guten, einem edeln Zweck, ich wurde wie Sie hintergangen, Sie von der Freundin, ich von dem Vater. Doch die Freundin, die Sie verrathen, hat auch den Muth, wenn es keine Rettung mehr für Sie gibt, mit Ihnen unterzugehen, aber erst wollen wir die Rettung versuchen. Mit den Gefahren, welche Ihnen drohen, will ich Sie erst bekannt machen, damit Sie diese umgehen. Wer Ihre Feinde sind, wissen Sie, mein Vater und Myrow, diese dürfen nicht das Geringste von Ihrem Rettungsversuch erfahren, sonst sind Sie unrettbar verloren. Dann ist aber noch ein Feind vorhanden, die Polizei, diese hat

Befehl, Sie nicht aus den Augen zu lassen, daher müssen Sie Ihre Flucht ohne Paß, mit Zurücklassung aller Ihrer Reiseeffecten versuchen und noch heute, noch in dieser Stunde Alles aufbieten, sobald als möglich die Grenze zu erreichen. Sie sind reich, an der Grenze thut Geld Alles; sollten Sie sich aber in augenblicklicher Geldverlegenheit befinden, so will ich Ihnen Geld schaffen, in einer halben Stunde bringe ich Ihnen tausend, zweitausend, wenn es sein muß fünftausend Rubel. Bedürfen Sie des Geldes? gestehen Sie es mir, ich kann Ihnen ja nur auf diese Art helfen, ich bin ein schwaches Mädchen, ich kann nichts thun, als mein Leben für Sie lassen, und freudig würde ich's hingeben, könnte ich dadurch das Ihrige retten."

Mit freudig-strahlenden Augen, mit feuriger Rede entgegnete Robert: „Ja, theures, engelgleiches Mädchen, Du bist schuldlos an dem Verrath, den Du an mir begangen hast; in dieser fürchterlichen und doch so schönen Stunde fühle ich es erst, wie theuer, wie unendlich theuer Du meinem Herzen bist. Rebecca, in diesem feierlichen Augenblicke schwöre ich Dir ewige Treue, ewige Liebe, denn dieser Augenblick hat mir verkündet, daß Du mich liebst. Warum haben wir uns nicht früher verstanden? Warum mußte erst diese peinliche Stunde uns aussprechen lassen, was längst unsere Herzen ausgesprochen?

Rebecca, hier in diesem Augenblicke, vielleicht der letzte, den ich mit Ihnen zusammen bin, frage ich Sie, und Gott der Allmächtige hört diese Frage, wollen Sie die Meine sein?"

Das holde Antlitz der schönen Jüdin bedeckte Purpurröthe, das Herz klopfte fast hörbar, ihre Verlegenheit ließ sie kaum Worte finden, endlich sprach sie bebend: „Herr Graf, auch ich fühle jetzt, wie namenlos unglücklich ich sein werde, wenn Sie fern von mir sind; obgleich ich die Verrätherin bin, die Sie in's Unglück stürzte, gestehe ich Ihnen dennoch gern und freudig in diesem für mich so bittern Augenblicke, daß auch Sie mir unendlich theuer sind, aber diese an mich gerichtete Frage kann ich, darf ich Ihnen nicht beantworten, denn nie kann ich die Ihre werden, uns trennt das Vorurtheil der Menschen, uns trennt der Glaube. Nie darf die Jüdin dem Christen angehören."

„Rebecca, sind wir nicht Kinder eines Vaters? Ist der Gott Ihrer Väter ein anderer, als der unsere? — Nennen Sie diesen Gott, wie Sie wollen, er bleibt ewig derselbe, verehren Sie den Gott, der Alles erhält, Alles regiert, auf welche Art es auch immer sei, die Verehrung gilt nur dem Einen. — Nein, Rebecca, die Verschiedenheit der Form unsers Glaubens soll uns kein Hinderniß

sein, noch einmal frage ich Sie, wollen Sie die Meine sein?"

Das dunkle Auge zur Erde gesenkt, stand die Jüdin nachdenkend da, dann entgegnete sie dem Grafen mit fester, klangvoller Stimme: „Dieser Augenblick ist zu überraschend gekommen, dennoch sollen Sie eine Antwort von mir haben. Seit heute ist mir erst bewußt, was Sie mir waren, was Sie mir sind. Ob ich in diesem Augenblicke die schönste Zier des Mädchens, echte Weiblichkeit verletze, ich weiß es nicht, der Drang der Nothwendigkeit wird mich bei Ihnen entschuldigen, meine überströmenden Gefühle lassen mich kleinliche Rücksichten vergessen, ich muß Ihnen sagen, was mein Herz bewegt. In Ihnen habe ich einen Mann kennen gelernt, der meine Vorurtheile besiegte, der mich, die Feindin, zu seiner Freundin machte, den ich achten, den ich lieben muß. Kann ich Ihnen auch Ihre Frage nicht beantworten, so begnügen Sie sich damit, daß ich Ihnen schwöre, nie einen andern Mann zu lieben, als Sie. — Doch nun, nachdem ich Ihnen ein Geständniß gemacht habe, welches für immer in meinem Innern schlummern sollte, lassen Sie uns an Ihre Rettung denken, jede Minute Verzögerung vergrößert die Gefahr."

Wohl sah Robert die Größe der Gefahr, aber an der Seite seiner geliebten Rebecca hätte er den Unter-

gang erwartet; endlich nach einer langen Pause, in welcher er in den Anblick des herrlichen Mädchens versunken war, entgegnete er in freudiger Aufregung: „Jetzt giebt es für mich keine Gefahr mehr, ich bin Deiner Liebe gewiß. Nicht um alle Schätze der Erde möchte ich diese Stunde hingeben, diese Stunde so überreich an Seligkeit, diese Stunde, die mich in meinem Glück vernichten will. An Deiner Seite möchte ich untergehen, denn es muß göttlich sein, in den Armen eines Engels zu sterben. — Doch um Dich nicht zu betrüben, werde ich jetzt Alles aufbieten, mich zu retten, rette ich mich doch nur für Dich."

Rebecca erhob sich von ihrem Sitz und schwankte auf Robert zu, die schöne, klangvolle Stimme schien den Ton verloren zu haben, als sie die Worte an diesen richtete: „Nur wenig Zeit war uns vergönnt, uns kennen zu lernen, der Augenblick, der uns endlich zusammenführt, ist der Augenblick der Trennung, vielleicht einer Trennung für's ganze Leben. Nützen Sie den Augenblick. Noch weiß mein Vater nicht, daß Sie von der Gefahr unterrichtet sind, er darf es auch nicht ahnen, darum will ich eilen, wieder nach Hause zu kommen, ehe mein Vater unser letztes Zusammentreffen erfährt. Versprechen Sie mir, um meiner eigenen Ruhe willen, noch in dieser Stunde Moskau zu verlassen und

nirgend zu rasten, bevor Sie nicht Rußland im Rücken haben, denn kommen Sie nicht in den nächsten Tagen aus Rußland, so wird es Ihnen nie gelingen."

Jetzt konnte sie ihre Aufregung nicht mehr zügeln, Thränen entströmten den schönen Augen, an dem Halse des Freundes hängend, schluchzte sie: „Nun leben Sie wohl, der droben im Himmel, unser aller Vater, beschütze Sie und lasse Ihre Rettung gelingen, und wenn Sie gerettet, dann denken Sie Ihrer Freundin, welche für Sie beten wird." Mehr konnte sie nicht hervorbringen, die Stimme versagte ihr.

Umsonst bemühte sich Robert, standhaft bis zum letzten Augenblick zu bleiben; bei Rebecca's tiefem Leid brach auch ihm das Herz, unwillkürlich traten ihm die Thränen in die Augen. Er umschlang das theure Mädchen, drückte ihr einen Kuß, den ersten, auf die heiße, glühende Stirn, zog sie an sein Herz und sprach mit bebender Stimme: „In dieser Stunde schwöre auch ich Dir ewige Treue, nur Du wirst die Meine oder ich entsage der Liebe auf ewig von diesem Augenblick an. Jetzt, wo ich Dich trösten, wo ich Dir ein Beispiel der Geistesstärke geben sollte, bin ich selbst des Trostes bedürftig, kaum kann ich diese Stunde ertragen. Rebecca, Gott tröste Dich und mich, Gott gebe seinen Segen zum Gelingen meines Unter-

nehmens, und ist mir der Allgütige zur Seite, dann sollst Du bald von mir hören. — Doch nicht länger wollen wir uns dem Schmerz hingeben, das Schicksal gebietet, wir können uns nicht dagegen auflehnen. Rebecca, leb wohl, Gott sei mit Dir!"

Noch einen Kuß drückte Robert auf der Jüdin Stirn, dann begleitete er sie bis zur Thür, noch ein Händedruck, Rebecca schwankte hinaus.

Robert stand regungslos an der Thür und sah starr dorthin, wo Rebecca verschwunden war, endlich kam er zu sich selbst und murmelte vor sich hin: „Ja, es ist Wahrheit, es ist kein Traum, ich bin verloren, wenn ich noch länger säume. Doch wie ist eine Rettung möglich? Um einige Tage Zeit zu gewinnen, muß ich mich Jemandem entdecken. Aber wem?"

Endlich schien er es gefunden zu haben, er eilte nach der Klingelschnur und riß heftig an derselben; einige Minuten später erschien ein Kellner des Hôtels.

„Sagen Sie doch ein Mal Ihrem Herrn, ich ließ ihn ersuchen, einige Augenblicke zu mir herauf zu kommen." Der Kellner verschwand.

Der Besitzer des Hôtels, ein geborner Franzose, war ein ziemlich gebildeter Mann; Robert hoffte, als Landsmann werde sich dieser seiner annehmen.

„Mein Herr," begann Robert, „ein Wort im Ver-

trauen. Würden Sie wohl einem Landsmann behülflich sein, aus Rußland zu kommen, wenn Sie ihn dadurch von der Deportation nach Sibirien befreien könnten?"

Vorsichtig sah sich der Wirth im Zimmer umher, dann entgegnete er leise: „Wenn es geschehen kann, ohne daß ich die Stelle des Befreiten einnehmen muß, gewiß."

„Gut! Sie haben nichts zu thun, als einige Tage zu schweigen."

„Durch Schweigen kommt man nicht nach Sibirien, wol aber durch Reden."

„Wenn Sie aber zurücktreten, ist auch dann Derjenige sicher, der sich Ihnen anvertraut?"

„Darauf können Sie sich verlassen."

„Nun wol, ich werde Ihnen den Unglücklichen nennen, — ich bin es selbst."

„Sie, Herr Graf?"

„Ja, ich! Hören Sie jetzt, was ich von Ihnen verlange. Um die Aufmerksamkeit der Polizei von mir abzulenken, gehe ich gleich nach unserm Gespräch spatzieren, Sie haben weiter nichts zu thun, als einen Wagen oder Schlitten zu besorgen, der vielleicht eine halbe Stunde vor der Stadt mich aufnimmt und weiter spedirt; mit Extrapost gelange ich dann bis an die Grenze und über dieselbe zu kommen, wird sich wol durch einige

hundert Rubel machen lassen. Meinem Diener gebe ich einen Auftrag an einen Bekannten einige Meilen von hier, so kann mir auch dieser nicht gefährlich werden, wenn er zurückkehrt, geben Sie ihm einen Brief von mir, daraus wird er erfahren, daß er meiner Dienste enthoben ist, und eine anständige Gratification wird ihn über diesen Verlust trösten."

„Aber was bleibt mir nun übrig zu thun?" unterbrach ihn hier der Wirth.

„Genug, Sie müssen einige Tage schweigen, Alles aufbieten, daß auch Ihre Dienerschaft einige Tage über meine Person Niemandem Auskunft ertheilt, damit ich, ohne verfolgt zu werden, die Grenze erreichen kann."

„Das soll zu Ihrer Zufriedenheit geschehen; auch werden Sie bis zur Grenze ohne Unfall gelangen, aber ob Sie ohne Paß über dieselbe kommen, das glaube ich nicht."

„Noth macht erfinderisch, und ich bin jetzt in großer Noth, wenn man mich entdeckt, bin ich verloren, also ich muß das Aeußerste wagen. Auf was ich mich noch verlasse, ist meine gefüllte Kasse, Geld ist ein mächtiger Magnet, vorzüglich bei russischen Beamteten."

„Sie mögen so Unrecht nicht haben, dennoch bleibt es ein gewagtes Unternehmen, zu dessen Gelingen ich

Ihnen alles Gute wünsche. Haben Sie sonst noch etwas zu bestellen?"

„Nichts weiter, als daß Sie mir meine Rechnung bringen und dann, wenn ich in Sicherheit bin, sich meiner zurückgelassenen Effecten anzunehmen, da ich Alles, wie es steht und liegt, bei Ihnen zurücklassen muß."

„Dann hat es auch mit der Bezahlung der Rechnung Zeit, bis ich etwas von Ihnen erfahre. Auf einer solchen gefährlichen Reise muß man jeden Rubel vorsichtig anwenden, ich werde Ihnen Ihre Rechnung später einsenden, es sind hier Handelshäuser, welche auch in Paris Verbindungen haben; also von der Bezahlung der Rechnung später. Doch damit kein Verdacht gegen mich entsteht, verlasse ich Sie jetzt, um Ihnen ein Fuhrwerk zu besorgen, eine halbe Stunde vor der Stadt werden Sie es antreffen. Herr Graf, leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen glückliche Reise."

Der Wirth entfernte sich, Robert beauftragte seinen Diener, einen Brief nach dem Gute des Fürsten W. zu besorgen und auf Antwort zu warten, morgen Abend oder übermorgen in der Frühe brauche er erst wieder in Moskau einzutreffen. Dieser Auftrag war dem Diener des Grafen sehr angenehm, und noch war keine Viertelstunde verflossen, als er sich schon auf dem Wege nach des Fürsten Gute befand.

Jetzt war Robert allein, er nahm nur die nothwendigsten Papiere zu sich und alles Geld, dann warf er seinen Mantel über und verließ das Hôtel. Er durchschritt mehre Straßen der belebten Czaarenstadt, jetzt sandte er einen wehmüthigen Blick nach den Fenstern eines Hauses, es war der Palast des Fürsten Z., es war eine Erinnerung, sie galt der Fürstin, ohne Abschied mußte er von dannen, er schritt langsam weiter.

Ein Stündchen später stieg ein Mann in einen Mantel gehüllt eine halbe Stunde vor Moskau in einen mit drei feurigen polnischen Pferden bespannten Wagen. Kaum war derselbe eingestiegen, so ging es im schnellsten Trabe über die Straße der Grenze zu, in wenig Stunden war der Wagen verschwunden. Das Gespann brachte Robert nach der Grenze.

IV.

Auf ihrem Zimmer saß Rebecca und weinte und betete.

Sie war längst zurückgekehrt, als ihr Vater ein=

traf, dieser hatte seinen Freund von dem Gelingen seines Planes unterrichtet.

Jussuf ließ seine Tochter rufen, diese erschien still und stumm vor dem Vater.

Wol regte sich des alten Jussuf verhärtetes Gewissen, als er seine Tochter, das schönste Mädchen Moskaus, bleich, mit verweinten Augen eintreten sah; durch Freundlichkeit wollte er sie entschädigen, doch Rebecca blieb ernst und wortkarg, sie beantwortete kaum des Vaters Fragen.

Nachdem alle Mühe des Vaters vergeblich gewesen, sein Kind zu beruhigen, versuchte er, die Tochter durch Versprechungen für sich zu gewinnen. „Was grämst Du Dich, mein Kind? des Grafen wegen darfst Du Dich nicht grämen, verlaß Dich auf mich, ihm geschieht nichts, er wird nur unschädlich gemacht."

Rebecca war eine gute, eine liebe Tochter, doch Jussuf hatte jetzt ihre Liebe, ja selbst ihre Achtung verscherzt. Rebecca kannte des Vaters Absicht und dennoch behauptete er seinem Kinde gegenüber, den Grafen nicht feindlich zu behandeln, während er ihn schon der Regierung verrathen hatte. Ein an Verachtung grenzender Blick war Rebecca's Antwort auf des Vaters schändliche Lüge.

Wiederum versuchte der Vater ein anderes Mittel, die Tochter zum Sprechen zu bewegen und dies schien

theilweise besser anzuschlagen, er redete seine Tochter noch einmal an: „Fast muß ich glauben, daß Du den Franzosen liebst, eine solche Liebe wäre aber doppelt strafbar, denn das Vergehen, dessen Du Dich dadurch schuldig machst, ist ein ungeheures. Aber das darf ich nicht fürchten, Rebecca liebt keinen Feind ihres Glaubens, keinen Feind ihres Vaterlandes."

Eine dunkle Röthe überflog Rebecca's bleiches Gesicht. „Und wenn ich nun dennoch den Feind meines Glaubens, den Feind meines Vaterlandes liebte?"

„Dann wehe, dreimal wehe der im Glauben Wankenden."

Gleich einer Seherin richtete sich Rebecca hoch auf und sprach mit bitterm, zornigem Ton: „Wer ist schuldig an der Sünde meines Wankelmuthes? — Diejenigen, die den Grafen, die mich hintergangen haben. Kann das ein rechter Glaube sein, der Verrath an der heiligsten Freundschaft zuläßt? Und hast Du mich nicht verrathen, mich, Deine Tochter? Ja, alter Jussuf, Deine Tochter wankt im Glauben ihrer Väter, denn der Gott unserer Väter kann diesen Glauben seinen Kindern nicht gegeben haben."

„Wehe, wehe, wehe meine Tochter, was muß ich hören, Du bist dem Glauben Deiner Väter untreu geworden."

„Noch nicht, aber es kann geschehen, des Grafen Schicksal bestimmt über mich. Glaubt Ihr so leichtes Spiel mit einem schwachen Mädchen zu haben? Nein, Ihr habt Euch verrechnet, Rebecca ist ein schwaches Mädchen, aber in ihr ist ein Geist, stark und fest; versucht es, den zu beugen. Des Grafen Schicksal liegt in Deinen Händen, doch nicht der Wille Deiner Rebecca. Vernichte den Grafen, jedoch wenn der Graf dem Verrathe unterliegt, hast Du Deine Tochter verloren; beim Andenken der Mutter, Rebecca hält, was sie verspricht. — Nun handelt, wie es Euch gut dünkt, Rebecca wartet Euer Handeln ab; vielleicht gäb' es noch ein Mittel, Rettung zu finden, doch ich verschmähe es, ich sehe ruhig der Zukunft entgegen."

Mit Doppelzüngigkeit versuchte nun der alte Jussuf seiner Tochter Aufgeregtheit zu beschwichtigen, er wollte sie täuschen. „Wenn nun aber der Graf die Gefahr, in der er schwebt, erfährt und in sechs oder acht Tagen verschwindet, sein Heil in der Flucht suchend, wirst Du dann mich auch dafür verantwortlich machen?"

„Für Alles, was dem Grafen Böses widerfährt, mache ich Dich verantwortlich, nur wenn der Graf durch Dich frei aus Rußland kommt, nur dann kannst Du Dir die Tochter erhalten. Jetzt kennst Du Deiner Rebecca unbeugsame Forderung, Rebecca bleibt fest."

Nach diesen Worten entfernte sie sich wieder und

ließ den alten Jussuf allein. Rebecca beabsichtigte durch diese vorgespiegelte Ruhe und Thatlosigkeit ihrem Vater die Absicht beizubringen, als werde der Graf ebenfalls ruhig den Verlauf des Verrathes an ihm abwarten und habe er durch sie noch keine Kunde von der Gefährlichkeit seiner Lage erhalten.

Nicht lange nach diesem Gespräch Jussufs mit seiner Tochter trat der Kaufmann Myrow ein; die beiden alten Gauner geriethen heftig aneinander, da Jussuf seine Tochter unrettbar verloren sah.

Myrow trat mit der Frage ein: „Nun, Jussuf, weiß Eure Tochter unsere Absicht? Habt Ihr sie davon in Kenntniß gesetzt?"

„Nein, sie darf unsere Absicht auch nicht ahnen, denn sie wäre im Stande, uns zu verrathen. Rebecca hat mir gedroht, daß sie sich von mir lossagen will, vielleicht sogar unserm Glauben entsagt."

„Seid ohne Furcht, Jussuf, ich werde diesmal Euer Kind Euch erhalten, Rebecca ist ein schwaches, ein verzogenes Kind, ich werde Euch die Mittel zeigen, die Tochter Eurem Willen geneigt zu machen."

„Ihr schläfert mich diesmal nicht ein, ich weiß, was ich von meiner Rebecca zu erwarten habe, ich kenne sie, ihr Wille ist unbeugsam. Ihr habt mich verführt zu diesem Unternehmen, Ihr habt mir meine Tochter abge-

schwatzt, Ihr seid der böse Geist, der mir mein Kind entreißen will. — Ja, Myrow, ich kenne Euch durch und durch, könnte ich des Grafen Schrift wieder in meine Hände bekommen, niemals würde ich mich entschließen, den Grafen zu verderben, denn mein Kind, meine Rebecca geht mit ihm unter."

„Schwatzt nicht so ungewaschenes Zeug, die Schrift ist fort, geschehen ist geschehen, jetzt müssen wir nur darauf denken, daß uns unser Unternehmen auch vollkommen gelingt; wenn dies Geschäft abgemacht ist, dann fangen wir an, Eure Tochter zu curiren, die Kur ist leicht, Ihr dürft dann zeigen, welche Gewalt Ihr über Euer Kind habt, ihr könnt Eure Gewalt ausdehnen, denn die Regierung, der wir einen so großen Dienst erwiesen, wird uns in Schutz nehmen."

„Wenn aber Rebecca unsern Glauben abschwört, wer soll uns da schützen?"

„Wer anders als die Regierung. Ein Befehl der Regierung ist hinreichend, Eurer Tochter den Uebertritt in einen andern Glauben zu verweigern, besitzt Ihr einen solchen Befehl, dann wird Eurem Kinde nur unser Glaube übrig bleiben."

„Kann ich aber dadurch ihre Liebe, ihre Zuneigung erlangen?"

„Mit der Zeit findet sich Alles wieder."

„Ihr habt gut reden, Ihr habt kein Kind, Euch kümmert's nicht, ob meine Tochter zu Grunde geht, Ihr habt den Lohn für das Unternehmen, Ihr seid bezahlt."

„Nein, Jussuf, mir fehlt dann noch Eure Tochter, wir haben einen Contract, sie muß mein Weib werden. Nun fragt Euch selbst, muß mir nicht ebenso viel an der Erhaltung derselben liegen, als Euch?"

„Wenn Euch aber mein Kind ausschlägt?"

„Um das zu vermeiden, müssen wir erst den Grafen verderben; Eurer Tochter Bekanntschaft mit dem Grafen ist bekannt, ich selbst habe für die Bekanntwerdung gesorgt. Wenn der Graf verschwunden ist, so bleibt Rebecca nichts übrig, um ihre Ehre zu retten und die böse Welt zum Schweigen zu bringen, als eine Heirath. Wenn ich ihr dann vernünftig Alles vorstelle, alle Annehmlichkeiten, welche ich ihr zu bieten im Stande bin, in das gehörige Licht setze, wird sie dann nicht zugreifen, um den bösen Leumund zum Schweigen zu bringen?"

„Das ist Alles recht gut ausgesonnen, wenn sie Euch aber dennoch ausschlägt?"

„Dann gebraucht Ihr Eure väterliche Gewalt und zwingt sie zu einer Verbindung mit mir, ich werde sie dann schon mit der Zeit mir geneigt machen."

„Nun, ich will Eurem Vorschlag Gehör schenken,

ich will annehmen, er sei ausführbar, es bleibt mir jetzt doch keine große Wahl."

„Aber damit wir nicht noch betrogen werden, indem schon Alles ein glückliches Ende verkündet, müssen wir uns des Grafen versichern."

„Seinetwegen können wir ruhig sein, Rebecca hat mir gesagt, daß sie ruhig unsere Maßregeln erwartet, sie verschmäht es, andere Mittel anzuwenden, als ihre Willensfestigkeit."

„Trotzdem sage ich Euch aber, daß wir doch auf unserer Huth sein müssen. Wann geht Rebecca gewöhnlich zum Grafen?"

„Des Nachmittags."

„So müßt Ihr jeden Weg Eurer Tochter beobachten lassen, damit wir überzeugt sind, daß der Graf noch in Moskau vorhanden ist."

„Ich werde Euren Rath befolgen, unser Interesse erheischt es."

Jetzt erhob sich Myrow, um wieder nach Hause zu gehen, auf ein Mal brach er heftig in die Worte aus: „Dort sehe ich Eure Tochter gehen, ich werde ihr folgen und sehen, welchen Weg sie einschlägt." Eilig verließ er Jussufs Haus, um Rebecca's Schritte zu beobachten.

Rebecca trieb die Angst fort, sie mußte nachsehen, ob ihr Freund Moskau verlassen; ohne sich umzusehen,

eilte sie nach Roberts Hôtel, und erhielt auf ihre Frage, ob Graf Dumont auf seinem Zimmer sei, die Antwort, daß derselbe ausgegangen. Sie ließ sich den Schlüssel zu Roberts Zimmer geben und eilte hinauf, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich fort sei; die Unordnung in demselben sprach dafür, eine Menge Stückchen zerrissenes beschriebenes Papier gab ihr die Ueberzeugung, daß Robert noch vor seinem Weggange dieses zur eigenen Sicherheit vernichtet habe.

Sie setzte sich auf den Divan und überließ sich ihren Gedanken, als ein Oeffnen der Thür sie aus ihren Betrachtungen riß. Es war der Besitzer des Hôtels, welcher diese Störung verursachte, er kam, sich zu überzeugen, ob die Jüdin gekommen sei, zu spioniren, oder ob sie Anhänglichkeit an den Grafen hierher getrieben.

„Sie entschuldigen, mein Fräulein, daß ich Sie störe, ich wollte sie nur benachrichtigen, daß der Herr Graf ausgegangen und seine Wiederkehr unbestimmt ist, da er nichts hinterlassen."

Die Jüdin sah den Besitzer des Hôtels forschend an, dann entgegnete sie: „Ich erwarte auch nicht des Grafen Rückkehr, sondern wollte mich nur ein wenig erholen." Zögernd fügte sie hinzu: „Ist der Herr Graf schon längere Zeit weg?"

„Vor einer Stunde ging er aus."

„Ich werde vielleicht im Laufe dieses Tages noch ein Mal kommen, hoffentlich darf ich zu jeder Zeit in die Zimmer des Herrn Grafen?"

„Gewiß, mein Fräulein, der Herr Graf hat Befehl gegeben, daß Sie zu jeder Stunde eingelassen werden sollen."

„Dann werde ich mich auch morgen einstellen, im Fall ich den Herrn Grafen heute nicht treffen sollte."

„Ihr Erscheinen wird mir sehr angenehm sein, lassen Sie sich nur die Zimmer öffnen, meine Leute werden Ihren Wünschen bereitwillig entgegenkommen."

„Wo ist der Diener des Herrn Grafen?"

Der Besitzer des Hôtels wollte diese Frage nicht beantworten, Rebecca bemerkte seine Verlegenheit und schloß daraus, daß der Graf den Wirth in sein Geheimniß gezogen habe.

Nach einer kleinen Pause entgegnete er: „Der Diener des Grafen ist ebenfalls ausgegangen."

„Gut! Für jetzt werde ich mich entfernen, ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit dankbar."

Der Wirth begleitete die Jüdin und empfahl sich höflich.

Sowol Rebecca, als auch der Wirth ahnten die Mitwissenschaft des andern und wagten nicht, sich gegenseitig diese Erklärung zu geben. Sie gingen daher aus-

einander, ohne sich zu entdecken, man konnte ihnen jedoch diese Vorsicht nicht verargen, denn wenn jetzt Maßregeln ergriffen worden wären, den Grafen zu verfolgen, so wäre dieser sicher eingeholt worden, ehe er die Grenze erreicht hätte, und dann war Rettung unmöglich.

Die schöne Jüdin eilte nach Hause, ihr Gemüth war schon etwas ruhiger, da sie sich überzeugt hatte, daß der Graf nicht mehr in Moskau sei. Auch gewährte es ihr einen Trost, daß sie annehmen durfte, vor Verrath des Wirthes sicher zu sein, da dieser auf jeden Fall in das Geheimniß eingeweiht war.

Durch ihre fortgesetzten Besuche wollte sie wahrscheinliche Beobachtungen ihres Vaters und wo möglich auch die der Polizei unschädlich machen; diese Maßregel war eine sehr kluge zu nennen, denn bereits hatte sich ein Feind des Grafen dadurch täuschen lassen, dies war Myrow. Als dieser des alten Jussuf Haus verlassen, verfolgte er unbemerkt Rebecca, er sah sie in das Hôtel des Grafen gehen, wartete eine Zeit lang, und als sie nicht zurückkehrte, ging er befriedigt seiner Wege, denn er glaubte Rebecca beim Grafen, und unter solchen Umständen die Rückkehr Rebecca's abzuwarten, schien ihm unnöthige Zeitverschwendung.

So verflossen mehre Tage, ohne daß eine Veränderung der bestehende Zustände sich zugetragen, Rebecca

ging jeden Tag ein Mal, auch mitunter mehre Male, nach des Grafen Hôtel, der alte Jussuf glaubte zuversichtlich an des Grafen Anwesenheit in Moskau, Myrow dagegen war mißtrauischer, er erkundigte sich selbst mehre Male im Hôtel nach dem Grafen, wo ihm die gewöhnliche Antwort wurde, er sei ausgegangen.

Myrow ließ diese Antwort mehre Tage gelten, doch als ihm stets dieselbe ward, beschloß er, selbst Beobachtungen anzustellen; aber auch diese waren umsonst, denn er bekam den Grafen nicht zu sehen.

Während dieser Zeit hatten sich auch Rebecca und der Besitzer von Roberts Hôtel verständigt, Beide waren eingeweiht in das Geheimniß und nur die Furcht vor Verrath hatte sie abgehalten, sich zu entdecken. Als aber die schöne Jüdin jeden Tag ihren Besuch wiederholte, da wurde es dem Wirth klar, daß Rebecca keine Spionin sei, sondern daß sie diese Maßregel zu des Grafen Sicherheit ergriffen.

Wie glücklich war Rebecca, als sie in dem Besitzer des Hôtels einen Freund Roberts entdeckte; hatte sie doch nun einen Menschen in der großen Stadt, dem sie sich vertrauen konnte.

Eines Tages war Rebecca wie gewöhnlich im Hôtel des Grafen zum Besuch, schon begann Furcht sich ihres Herzens zu bemächtigen, denn die Zeit rückte her-

an, wo sie Nachricht von ihm erwarten durfte, als der Wirth des Hôtels in das Zimmer trat und einen Brief aus der Tasche zog, mit den Worten: „Mein Fräulein, ich bringe frohe Kunde, der Herr Graf ist gerettet, dieser Brief, auf dem Schiffe geschrieben, welches ihn nach Hamburg trägt, enthebt uns aller Angst, aller Sorgen. Auch ein Briefchen an Sie liegt mit bei, später will uns der Herr Graf mehr schreiben." Bei diesen Worten übergab er der Jüdin einen Brief.

Dem Besitzer des Hôtels herzlich dankend für seine Hülfe, eilte sie dann nach Hause; kaum konnte sie ihre Freude mäßigen, auf der Straße hätte sie den Brief erbrechen, lesen, an ihr Herz drücken mögen.

Nach kurzer Zeit stand sie vor ihrem Hause, ein heftiges Klingeln konnte ihre Aufregung kund thun, doch weder ihr Vater, welcher im Gespräch mit seinem Freund Myrow war, noch der Haushälterin fiel dies außergewöhnliche Klingeln Rebecca's auf. Als sie eingelassen wurde, flog sie die Stufen empor und stürzte in ihr Zimmer, erbrach den Brief mit zitternden Händen und las: „Theuerstes Mädchen! In diesem Augenblick geht das Schiff, auf dem ich mich befinde, von Riga ab, ich bin frei, im nächsten Augenblick sehe ich Rußland hinter mir, — aber auch mein ganzes, mein höchstes Glück. Rebecca, die Zeit drängt, nur wenige Worte

kann ich schreiben: Rebecca, willst Du die Meine sein? — Leb wohl, leb glücklich, theure Rebecca, in wenig Tagen bin ich in Hamburg, dann sollst Du mehr von mir hören."

Dies war Alles, was der Brief enthielt, unterzeichnet war er nur mit den Anfangsbuchstaben von des Grafen Namen; Rebecca küßte die theuren Züge, dann eilte sie hinüber zu ihrem Vater, sie mußte ihre Freude Jemand mittheilen, ihr Herz wollte zerspringen, sie mußte es ausschütten.

Als sie in ihres Vaters Zimmer trat, war dieser eben im eifrigsten Gespräch mit Myrow, sie verhandelten über des Grafen Sturz; im nächsten Augenblick sollten sie die Kunde seiner Freiheit vernehmen.

„Vater, Vater! er ist frei, er ist gerettet, — ich habe ihn verrathen, aber ich habe ihn auch gerettet!" Dies waren Rebecca's Worte, welche sie im Freudentaumel noch aussprechen konnte, sie sank erschöpft auf einen Stuhl.

Myrow und Jussuf saßen wie Bildsäulen auf ihren Sitzen, sie ahnten die Wahrheit, doch noch glaubten sie nicht daran. Endlich erholte sich Jussuf und fragte seine Tochter mit einem durchbohrenden Blicke: „Wer ist frei? Wer ist gerettet?"

„Der Graf, — in diesem Augenblicke befindet er sich

auf einem Schiffe, welches nach Hamburg segelt," rief Rebecca mit freudestrahlenden Augen; sie hatte sich erholt, sobald sie über Robert Auskunft geben sollte.

„Unglückliches Kind, sprichst Du wahr?"

„Wahr! Beim Gott unserer Väter, wahr! Der Graf ist frei!"

Die beiden Juden stammelten nur das Wort hervor: „Frei!?" dann verfielen sie in einen lethargischen Zustand, aus dem sie sich erst nach langer Zeit erholten.

Endlich erhob sich Jussuf zitternd von seinem Platze und trat seiner Tochter gegenüber: „Weißt Du auch, Rebecca, daß Du Deinen alten, ehrwürdigen Vater zum Lügner gemacht hast? — Wann hast Du den Grafen gerettet?"

„An dem Tage, als Du den Grafen und mich verriethest, an dem Tage, an welchem Du die Schrift des Grafen der Post übergabst."

Jussuf zitterte vor Wuth und Ingrimm, er glaubte sich von seiner Tochter durch diese Antwort verhöhnt: „Das sollst Du büßen, Du kanntest bis jetzt nur den liebenden Vater, nun sollst Du den strafenden kennen lernen."

„Ich zittre jetzt nicht mehr, der Graf ist frei, Euer schmählicher Verrath mißlungen, ich fürchte nun nichts mehr."

In diesem Augenblicke schien der alte Jussuf von einer Idee erleuchtet zu werden, mit einem triumphirenden Lächeln sah er auf seine Tochter, dann herrschte er sie an: „Geh auf Dein Zimmer, ich werde Dich rufen lassen, wenn Deine Gegenwart nöthig erscheinen sollte. Ohne meine Erlaubniß verläßt Du von nun an das Haus nicht mehr, dies sei Deine erste Strafe."

Rebecca verließ das Zimmer, ein Lächeln verklärte das holde Antlitz: der Graf war ja gerettet.

Jussuf und Myrow beriethen nun über ihre höchst fatale Situation, aber ohne zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Jussuf hätte sich am Ende mit Ruhe in sein Schicksal ergeben, doch Myrow wußte stets des alten Juden Zorn von Neuem zu erwecken, besonders versuchte er es, den alten Jussuf gegen Rebecca aufzubringen, dadurch hoffte er noch allein an sein Ziel zu gelangen.

Der alte Jussuf versprach auch, die Tochter mit aller Strenge zu behandeln, versprach sogar, sie nun unter allen Umständen seinem Freunde zu vermählen, damit er sie wenigstens seinem Glauben erhalten konnte, denn der Glaube ging dem alten Bösewicht über Alles. — Wie oft stand er nicht nach einem vollbrachten, gelungenen Schelmstreich in der Ecke seines Zimmers und murmelte Gebete, gleichsam als dankte er dem Schöpfer für diese

gelungene Gaunerei, oder auch, als flehe er den Gott seiner Väter an, ihm zu einer neuen Betrügerei seinen Beistand nicht zu versagen.

Nachdem die beiden Verräther Alles erschöpft besprochen hatten, fiel Myrow noch ein, sich wenigstens in den Augen der Polizei der Flucht des Grafen wegen zu rechtfertigen und eine Anzeige an die Polizei gelangen zu lassen. Diese Idee schien auch dem alten Jussuf nicht ganz unrecht und Myrow entfernte sich, sogleich nach der Polizei eilend. Aber Alles schien sich gegen die beiden Verräther verschworen zu haben, denn als Myrow der Polizei diese Neuigkeit überbrachte, ward ihm die Nachricht, daß man bereits von des Grafen Flucht unterrichtet sei.

V.

Robert fand, wie schon erwähnt, den Wagen, welchen der Besitzer des Hôtels requirirt hatte, an der verabredeten Stelle vor der Stadt, und sobald er sich eingesetzt hatte, ging es unaufhaltsam vorwärts. Eine anstrengendere Reise hatte der Graf noch nicht gemacht,

nirgend gönnte er sich mehr Ruhe, als eben zum Umspannen der Pferde nöthig war; nicht einmal so viel Zeit nahm er sich, um etwas zu genießen, er verzehrte seine einfache Kost im Wagen. Im Fluge ging es von einer Station zur andern, denn Robert zahlte jedesmal ein gutes Trinkgeld an den Wagenführer im Voraus; auf diese Art ward es ihm möglich, die Strecke von Moskau nach Riga mit mehr als den dritten Theil Zeitgewinn zurückzulegen, als vorauszusehen war.

Die einzige Sorge, welche ihn beunruhigte, war, daß er vielleicht in Riga längere Zeit warten müsse, ehe ein Schiff nach Hamburg abginge und er dadurch einer Entdeckung ausgesetzt sein dürfte. Aber auch diese Sorge erledigte sich dadurch, daß der Graf, sobald er in Riga anlangte, erfuhr, daß in wenig Stunden ein Schiff nach Hamburg absegele.

Jetzt entstand eine andre Schwierigkeit, wie sollte er auf das Schiff gelangen, ohne den Polizeibeamten in die Hände zu fallen, da er keinen Paß besaß; kein Auskunftsmittel wollte ihm einfallen.

Da kam ihm ein Zufall zu statten, der ihn auch aus dieser Verlegenheit befreite. Robert war nämlich in einem der gewöhnlichen Gasthäuser abgestiegen, um unerkannt zu bleiben, als sich ein junger Mann zu ihm gesellte und ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

„Wie es scheint, werden Sie auch weiter reisen, mein Herr, haben wir vielleicht e i n Reiseziel?"

Robert, durch Erfahrungen klug geworden, antwortete ausweichend: „Allerdings werde ich weiterreisen, doch kann ich noch nicht bestimmen, ob ich die nächste Gelegenheit benutze oder mich noch länger hier aufhalten werde, da meine Geschäfte noch nicht ganz in Ordnung sind."

„Sie reisen also auch in Geschäften, darf ich fragen, in welcher Branche?"

Der Graf wußte jetzt, mit wem er es zu thun hatte, ein Handlungsreisender bot sich ihm zum Gesellschafter an; gern nahm er dies Anerbieten an, konnte er doch nicht wissen, ob nicht gerade dieses Zusammentreffen ihm vortheilhaft sein dürfte; er entgegnete daher verbindlich: „Allerdings reise ich in Geschäften, doch sind diese nicht commerzieller Art, sondern sie betreffen Familienangelegenheiten, ich bin nicht Kaufmann; mein Vaterland ist Frankreich, dahin ist meine Reise gerichtet."

Etwas verlegen ergriff der junge Kaufmann sich entschuldigend das Wort: „Dann bitte ich Sie, mir meinen Irrthum zu verzeihen, doch vermuthete ich in Ihnen einen Geschäftsmann zu erkennen, als ich Sie ankommen sah, Ihre Eile brachte mich auf diesen Gedanken."

Der Graf rückte etwas näher und sprach leise zum

Kaufmann: „Man kann auch Eile haben, ohne Geschäftsreisender zu sein, ein Franzose in Rußland kann manchmal zur Eile gezwungen werden, besonders wenn Ereignisse eintreten, wie sie die letzte Zeit gebracht."

Erstaunt sah der junge Kaufmann den Grafen an, er schien des letztern Worte zu verstehen: „Wenn ich nicht befürchten müßte, einen neuen Irrthum zu begehen, so möchte ich versucht werden, Ihre Worte richtig auszulegen."

„Und auf welche Art und Weise würden Sie dies thun?"

„Daß Ihre Reise weniger Geschäftsreise, mehr eine gezwungene sei."

„Wenn ich Ihnen nun die Wahrheit Ihrer Annahme zugestände, was würden Sie dann beginnen?"

„Ich würde Sie aufrichtig bedauern, aber auch versuchen, Ihnen in jeder Art und Weise behülflich zu sein, Sie Ihrem Vaterlande wiederzugeben."

„Darf ich mich Ihnen anvertrauen? — Ja, ich glaube es, denn vom ersten Augenblicke an, als ich Sie gesehen, fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen. Haben Sie wirklich die Absicht, mir mit Rath und That beizustehen, so ersuche ich Sie, einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, damit ich Ihnen meine schlimme Lage mittheilen kann."

Der Kaufmann war dazu bereit, in wenig Augenblicken befand sich Robert mit seinem neuen Freunde vor der Thür des Gasthofes, Beide suchten einen einsamen Spaziergang auf und Robert erzählte dem jungen Kaufmann seine Verfolgungsgeschichte, so weit sie derselbe zu wissen brauchte. Endlich hatte er dieselbe beendet und fügte noch die Frage an seinen neuen Freund bei: „Wis- Sie nun ein Auskunftsmittel, wie ich ohne Gefahr aus Rußland entkommen kann?“

Lange sann der junge Kaufmann nach, es wollte ihm nichts einfallen; endlich schien er ein Mittel gefunden zu haben, freudig rief er aus: „Ich hab's, ich hab's! Unter meinen Effecten befindet sich ein ziemlich großer Koffer mit Pelzwaaren angefüllt; wenn Sie einige Stunden in demselben sich verbergen wollen, kann die Rettung gelingen. Ich nehme, um Platz zu gewinnen, mehre Pelze aus demselben heraus und Sie legen sich hinein; es ist allerdings kein angenehmer Platz, doch mir scheint dies das sicherste Mittel, Sie zu retten. Einige Löcher im Koffer sind bald angebracht, damit Sie Luft in Ihrem Versteck haben; in einigen Stunden geht das Schiff ab, kurz vorher lasse ich den Koffer nach dem Schiff bringen, sind wir dann auf offener See, erlöse ich Sie aus Ihrem Gefängniß.“

Freudig bewegt klopfte das Herz des Grafen, doch

noch eine Einwendung schien ihm nöthig: „Wird der Kapitain des Schiffes aber auch damit einverstanden sein?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen, den kenne ich von Hamburg aus, er ist ein liebenswürdiger Mann und wird gewiß bereitwillig seine Hülfe zusagen."

„Wenn er es aber nicht thun sollte, was wird dann aus mir? Gern wollte ich die ganze Reise in dem Koffer machen, aber ich glaube, ich werde es nicht aushalten, mehre Tage darin zuzubringen."

„Nein, das ist unmöglich, denn selbst diese wenigen Stunden sind mit Gefahr für Sie verbunden, dennoch müssen Sie sich derselben unterwerfen, um einer ewigen Gefangenschaft zu entgehen."

„So lassen Sie uns eilen, damit durch eine Verzögerung nicht das Mißlingen dieses Planes herbeigeführt wird."

„Verlassen Sie sich auf mich, ich werde Alles mit der gehörigen Vorsicht einzuleiten wissen. Jetzt kehren Sie zurück in unsern Gasthof und treffen Sie Vorkehrungen, um einige Stunden in einem so unbequemen Versteck zubringen zu können. Nehmen Sie noch einige Stärkung zu sich, und wenn Sie noch etwas zu besorgen haben sollten, besorgen Sie Alles schnell, in einer Stunde bin ich wieder bei Ihnen."

Der junge Kaufmann entfernte sich und schlug den

Weg nach dem Hafen ein, während Robert nach der Stadt zurückkehrte.

In dem Gasthof angekommen, ließ sich Robert Schreibmaterialien besorgen und schrieb einige kurze Briefe nach Moskau, einen an den Besitzer des Hôtels, wo er gewohnt und einen an seine Freundin, dann besorgte er diese Briefe zur Post und erwartete die Ankunft seines neuen Freundes.

Nach kurzer Zeit kehrte auch dieser zurück, und nun wurden Anstalten getroffen, den Koffer so einzurichten, daß Robert in demselben einige Stunden ausharren konnte.

Obschon der Koffer von ziemlicher Länge war, mußte Robert dennoch bei der Probe sich sehr zusammenducken und eine Stellung einnehmen, welche sehr unbequem genannt werden durfte. Er sah ein, daß er in dieser Stellung mehre Stunden nur mit Anstrengung zubringen konnte, aber es gab kein anderes Mittel, er ergab sich in sein Schicksal.

„Sobald aber das Schiff Riga verlassen hat," sagte er zu seinem Freunde, erlösen Sie mich doch aus meinem Gefängniß?"

„Sobald es nur möglich ist, ein Matrose ist beauftragt, den Koffer stets zu beobachten, damit derselbe nicht umgeworfen oder gar verkehrt aufgestellt wird. Auch

habe ich einen Bohrer mitgebracht, um die nöthigen Luftlöcher anzubringen, damit es Ihnen nicht an Luft mangelt."

Bei diesen Worten brachte er einen Bohrer aus der Tasche seines Mantels und nun wurden mehre Löcher in den Koffer gebohrt, doch nur an den Stellen, wo dieselben nicht bemerkt werden konnten. Nach diesen Vorbereitungen mußte sich Robert noch ein Mal zur Probe hineinlegen, der Kaufmann schlug behutsam den Deckel zu und ließ Robert einige Minuten darin liegen, dann klappte derselbe den Deckel wieder auf und frug den Grafen: „Nun, wie finden Sie die Verpackung?"

„Einige Stunden hoffe ich es darin aushalten zu können, nur befürchte ich, daß es mir in dem Koffer sehr heiß werden wird."

„So wollen wir noch einige Luftlöcher anbringen, dann wird es schon besser gehen."

Mit leidlicher Geschicklichkeit bohrte der Kaufmann noch einige Löcher in den Koffer, dann sagte er: „Nun will ich Acht geben, wenn die Träger kommen, den Koffer abzuholen, denn die Zeit der Abfahrt rückt an; der Matrose, welcher die Aufsicht des Koffers übernommen, will auch für die Träger sorgen und diese nicht eher schicken, bis die höchste Zeit da ist, damit Sie nicht zu lange in dem Gefängniß schmachten müssen."

Nun endete die Unterhaltung, Robert hing seinen Gedanken nach, der Kaufmann stand am Fenster, die Träger erwartend.

Eine Viertelstunde konnte verflossen sein, da sprang der Kaufmann vom Fenster zurück und rief dem Grafen zu: „Geschwind in Ihr Gefängniß, die Lastträger kommen.“

Der Graf war mit einem Sprunge in dem Koffer, sein unbekannter Freund legte noch einige Pelze über den Grafen, damit selbst bei einer möglichen Eröffnung des Koffers, die zwar nicht zu erwarten stand, der Inhalt desselben verborgen bleiben mußte. Vorsichtig deckte er den Grafen zu, damit dieser keinen Mangel an Luft haben sollte und zögerte absichtlich so lange mit Verschließung des Koffers, bis die Träger eintraten. Es war dies eine Vorsichtsmaßregel, welche nicht zu verwerfen, denn einer Oeffnung des Koffers beugte er dadurch vor, da die Träger den Inhalt des Koffers gesehen hatten.

Die Träger fast gar nicht bemerkend, schloß jetzt der Kaufmann den Koffer ab, drehte sich um und gab sein Erstaunen zu erkennen, daß dieselben schon hier seien. Da er lange Zeit schon Reisen nach Rußland gemacht, war er der russischen Sprache ziemlich mächtig und befahl den Trägern in ihrer Muttersprache, vorsichtig mit

dem Koffer umzugehen, damit das feine Pelzwerk nicht gescheuert werde.

Robert konnte in seinem Versteck nicht das Gespräch verfolgen, er hörte nur einzelne, unzusammenhängende Worte, da fühlte er den Koffer emporheben und forttragen, er stemmte sich gegen alle Seiten des Koffers, damit er nicht hin- und hergeworfen werde. Nach kurzer Zeit hatten die Träger den ziemlich schweren Koffer die Treppe hinuntergeschafft, auf einen Wagen gestellt und nun ging es nach dem Hafen.

Der Kaufmann hatte sich auch eingefunden, um den Koffer stets in Aufsicht zu haben, so gelangten endlich Robert in seinem Gefängniß und sein Freund in dem Hafen an.

Der erwähnte Matrose stand lauernd am Ufer und ließ den Koffer mit möglichster Vorsicht auf das Schiff bringen, postirte dann denselben so, daß er nicht auffällig frei stand, aber auch nicht beengt wurde, um denselben so bald als möglich zu öffnen.

Nach einer halben Stunde endlich setzte sich das Schiff in Bewegung, und eine halbe Stunde später war Robert frei, Riga lag weit hinter dem Schiffe; der Matrose und der Kaufmann eilten zum Koffer, um den Grafen zu befreien. Sie schlossen den Koffer auf, der Kaufmann erwartete, der junge, kräftige Mann werde

ihnen entgegenspringen, doch es blieb still und ruhig in dem Koffer. Man nahm die obersten Pelze ab, da lag der Graf über und über in Schweiß gebadet mit geschwollenen Adern und war dem Ersticken nahe, noch fünf Minuten, und der Koffer barg eine Leiche.

Da die Passagiere sich gegenseitig noch nicht kannten und in diesem Augenblick das Verdeck leer war, so hob der Matrose ohne Scheu mit kräftigen Armen den Grafen aus dem Koffer und setzte ihn auf eine Bank an die frische Luft. Nach wenig Minuten erholte sich der Erschöpfte und sah sich befremdet um, endlich fanden sich seine Gedanken wieder, er erkannte seinen neuen Freund und fragte mit bebender, angsterfüllter Stimme: „Wo sind wir?"

„Beruhigen Sie sich," entgegnete der Kaufmann, „Sie sind auf dem Schiffe, welches Sie nach Deutschland bringt."

Da erglänzten die Augen des erschöpften, bis zum Tode ermatteten Grafen und aus der beängstigten Brust rang sich ein gewiß aufrichtiges: „Gott sei Dank!" — Dann verlangte er einen Trunk Wasser, die glühenden Lippen sprachen für die Nothwendigkeit dieses Verlangens.

Der Matrose eilte hinweg, im nächsten Augenblicke stand er mit einem Glas Wasser vor dem Grafen, welcher begierig nach dem Wasser lechzte. Der Kauf-

mann empfahl ihm mäßigen Genuß des Wassers und als der Graf die Lippen genetzt hatte, reichte er diesem erst eine Flasche mit Rum und ließ ihm einen tüchtigen Schluck daraus thun, dann erst durfte der Graf das Wasser trinken.

Nun erholte sich der Graf mit jeder Minute mehr und mehr, bald fühlte er sich ganz wohl. Der Matrose hatte sich entfernt, um den Kapitain zu benachrichtigen, daß der unbekannte Passagier sich eingestellt habe; der Kapitain kam bald darauf auf das Verdeck, wo sich Robert und dessen Freund befand, um den Unbekannten zu begrüßen.

So wie der junge Kaufmann den Kapitain erblickte, eilte er demselben einige Schritte entgegen und rief diesem zu: „Herr Kapitain, unser Schutzbefohlener ist gerettet, allein noch fünf Minuten — und der junge Mann wäre erstickt.“

Der Kapitain schritt auf Robert zu und bot ihm freundlich die Hand: „Seien Sie mir willkommen, es freut mich, daß ich Ihnen behülflich sein konnte, Sie aus Rußland heraus zu schmuggeln, dennoch muß ich Sie bitten, Ihre Flucht noch geheim zu halten, da ich einige Russen zu Passagieren habe, welche leicht durch eine Anzeige mich bei einer Wiederkehr nach Rußland in unangenehme Händel verflechten könnten.“

„Herr Kapitain, wer in Verlegenheiten, wie ich, gewesen ist, der weiß dieselben zu würdigen und wird solche Niemandem bereiten, seien Sie außer Sorge, ich werde mein Geheimniß zu bewahren wissen; für Ihre Bereitwilligkeit, mir zu helfen, kann ich Ihnen nur danken, vergelten wol schwerlich, denn Sie haben mich von lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien befreit, unter solchen Umständen wäre mir selbst der Tod in jenem Koffer willkommen gewesen."

„Nun, es ist gut, daß Sie gerettet sind, ohne den Tod in dem Kasten zwischen Pelzen zu finden, doch wie es scheint, wäre der Tod in jenem Kasten, obschon Sie sich im Trocknen befunden haben, ein ziemlich nasser gewesen, denn ich bemerke, daß Sie jetzt noch nicht trocken sind."

„Sie mögen Recht haben, Herr Kapitain, kaum hatten mich die Träger auf ihren Karren gesetzt, als auch schon die Hitze in dem Kasten unerträglich ward. Sobald ich meiner Beurtheilung nach auf dem Schiffe angelangt war, nahm aber die Hitze so überhand, daß ich glaubte, ein Dampfbad zu nehmen. Gern würde ich diesen Uebelstand ertragen haben, wenn nur nicht der höchst unangenehme Geruch der Zobelfelle meine Geruchsnerven so angegriffen hätte, daß ich jeden Augenblick befürchten mußte, ohnmächtig zu werden. Ich versuchte,

so viel als möglich mich von dem umhüllenden Pelzwerk zu befreien und die Nase an die Luftlöcher zu bringen, aber diese ließen so wenig Luft ein, daß ich den Zug derselben nicht bemerkte. Immer mehr vergingen mir die Sinne, da nahm ich ein leises Schaukeln wahr; schon glaubte ich, man wollte mich aus meinem Gefängniß befreien, doch es war eine Täuschung, wahrscheinlich segelte das Schiff ab. Hörte das Schaukeln wirklich auf oder bemerkte ich es in meiner Todesangst nicht mehr, ich kann es nicht bestimmen, kurzum, es schien mir, als liege das Schiff ruhig. Jede Minute ward mir zu einer Ewigkeit; wie gern hätte ich geschrieen, um mich aus meinem Gefängniß erlösen zu lassen, doch wenn das Schiff noch in dem Hafen lag, so war ich unrettbar verloren, da befahl ich meine Seele Gott und kurze Zeit, nachdem ich mich mit Resignation in mein Schicksal ergeben hatte, hörte und fühlte ich nichts mehr. — Wie lange dieser Zustand gewährt haben mag, kann ich nicht bestimmen, denn als ich aus meiner Betäubung erwachte, befand ich mich auf dem Verdeck des Schiffes."

„Gott sei Dank, daß wir den Koffer noch zur rechten Zeit geöffnet haben," entgegnete der junge Kaufmann, „einige Minuten später und es war um Sie geschehen."

„Und vielleicht um uns auch," setzte der Capitain hinzu, „wie hätten wir uns aus der Geschichte herauswickeln wollen? Ich muß gestehen, mir schaudert die Haut, wenn ich daran denke, daß Sie uns in dem vertrackten Pelzkasten ersticken konnten. Wir wären in eine fatale Situation gekommen, denn welcher Mensch hätte uns unsere Erzählung geglaubt? Niemand. Ich hätte nicht einmal den Namen meines geretteten Todten gewußt, wer sollte dann unsere Erzählung nicht für Erfindung halten? Wir wären des scheußlichsten Verbrechens angeklagt worden und hätten allen Schein gegen uns gehabt, nicht der geringste Umstand sprach für unsere Unschuld."

„Ja, Namen und Stand meines Schützlings weiß ich auch nicht," fiel lachend der Kaufmann ein, „ich hielt den Herrn für einen Collegen von mir und sprach ihn deswegen auch an."

„Meine Herren," nahm Robert höflich das Wort, „ich bin Ihnen Beiden zu unendlichem Danke verpflichtet und werde wahrscheinlich Ihr Schuldner bleiben müssen, aber unmöglich ist nichts in der Welt, vielleicht kann ich Ihnen auch einmal einen Dienst erweisen. Sollten Sie aber einmal je nach Frankreich, nach Paris kommen, so fragen Sie nach dem Grafen Dumont und Sie werden mir willkommen sein. In Hamburg hoffe ich noch län-

ger mit Ihnen zusammenzubleiben und das Band der Freundschaft fester zu knüpfen, da ich mich einige Zeit dort aufzuhalten gedenke. Doch für jetzt," fügte er hinzu, „wollen wir unsere Unterhaltung über diesen Gegenstand abbrechen und uns in die Kajüte verfügen, da mein Unwohlsein verschwunden ist und meine Fieberhitze einem leichten Frost den Platz geräumt hat. Es wird mir wohlthun, wenn ich eine kleine Stärkung zu mir nehme und zugleich mich nach einem wärmern Plätzchen umsehe."

Auf Roberts Wunsch verließen alle drei das Verdeck und begaben sich in die Kajüte.

Ohne weitere Unannehmlichkeiten ging die Reise von Statten; vier Tage nachher lief das Schiff wohlbehalten in den Hafen von Lübeck ein.

Robert und der Kaufmann hielten sich einen Tag in Lübeck auf und verbrachten denselben in des Kapitains Gesellschaft recht heiter und angenehm.

Unter den herzlichsten Wünschen trennten sich die Freunde, der Kapitain eilte nach seiner Wohnung, da er eine solche in Lübeck besaß und Robert mit seinem Freunde kehrten zurück in ihr Hôtel.

Am andern Morgen sehr früh ging die Reise weiter nach Hamburg, Beide, Robert und der Kaufmann, langten daselbst ohne Unfall an. In Hamburg verbrachte

Robert manche heitere Stunde in seines Freundes, seines Retters Gesellschaft, da der junge Kaufmann ein recht gebildeter Mann war, der durch vielseitige Reisen sich bedeutende Welt- und Menschenkenntniß erworben hatte, und mit Geläufigkeit und in wirklich gewählten Ausdrücken über seine Reisen und über das, was er gesehen, zu sprechen wußte.

War dem jungen Kaufmann Hamburg als das Ziel seiner Reise erwünscht, so fühlte sich Robert gleichfalls recht wohl, als sie in Hamburg eintrafen, natürlich war dem Letztern die Ankunft daselbst aus andern Hinsichten wünschenswerth; ruhig konnte er nun nach Moskau schreiben und Nachricht nach dort gelangen lassen, auf welche Art und Weise er seine Flucht bewerkstelligt hatte.

Ist an sich schon die Correspondenz eine mittelbare Communication unserer Seelen, um wie viel mehr mußte Robert den Augenblick herbeiwünschen, wo er sich ganz der Communication mit einer gleichgestimmten Seele hingeben konnte. Der erste Tag in Hamburg verfloß dem Grafen schnell, durch die Correspondenz mit den Theuren, welche er in Moskau zurückgelassen, er fühlte denselben sich geistig nahe, es ward ihm dieser Tag zu einem Feiertag.

Endlich hatte er die Briefe beendet, drei Briefe ziemlich wortreich und dennoch für Robert wortarm, denn

was ihm noch auf dem Herzen lag, konnte er selbst nicht auf dem Papiere wiedergeben. Das einzige Wesen, was ihn ganz verstehen konnte, war ja fern von ihm.

Jetzt schrieb er die Adressen auf die Briefe, der erste natürlich an sein zweites Ich, der zweite an eine scheinbar vergessene Person, an die Fürstin von Z., Rebecca sollte die Ueberbringerin desselben sein, und der dritte, welcher die beiden andern aufnahm, an den Besitzer des von ihm in Moskau bewohnten Hôtels.

Während er diese Briefe nach der Post besorgen ließ, schrieb er noch einen vierten, welcher jedoch einen entgegengesetzten Weg zu passiren hatte. Dieser war an seinen Onkel in Paris, damit auch dieser von seiner Rückkehr benachrichtigt werde und nicht etwa Briefe nach Moskau abgehen ließ, die ihn daselbst nicht mehr würden getroffen haben.

Acht Tage hielt sich der Graf in Hamburg auf, dann zog er durch Deutschland nach seinem Vaterlande, welches er jetzt wieder betreten durfte, da während seiner Abwesenheit eine kleine Aenderung in der Staatsverfassung vorgegangen war und Louis Philipp sich in England noch immer befand, um der Königin, nach russischem Hofzeitungston, einen Gegenbesuch zu machen.

VI.

Wenn man behaupten wollte, daß nur die Tugend einen Bund der Seelen herbeiführen könnte, so würden wir einen Gegenbeweis bringen, daß auch das Laster einen Bund der Seelen zu Stande bringen kann, aber auch bei einem Bündniß des Lasters müssen es gleichgestimmte Seelen sein.

Jussuf und Myrow besaßen zwei Seelen, welche im Laster sich gleich waren, hatten sie nun früher schon einen Bund geschlossen, so wurde dieser durch die verunglückte Ausführung ihres Verrathes an dem Grafen noch befestigt; täglich waren die beiden Freunde beisammen und beriethen über ein anderes Bubenstück, dessen Opfer Rebecca sein sollte.

Dies betraf die beabsichtigte Heirath zwischen Jussufs Tochter und Myrow. Letzterer vorzüglich bot Alles auf, um der schönen Jüdin jeden Weg der Rettung abzuschneiden, sogar hatte er schon Maßregeln getroffen, einen Befehl auszuwirken, welcher die Aufnahme Rebecca's die katholische Religion unter allen Umständen verweigerte. Den alten Jussuf wußte er so schlau zu behandeln, daß dieser sehnlich eine Verbindung zwischen seiner Tochter und Myrow wünschte, und dieser Ver-

bindung stand nichts im Wege als — die mangelnde Zustimmung Rebecca's.

Seit der Zeit, daß Robert Moskau verlassen, war Rebecca wahrhaft unglücklich zu nennen, denn Niemanden hatte sie jetzt, dem sie sich anvertrauen konnte, Niemanden, der sie verstand. Selbst der Vater war der Tochter fremd geworden und behandelte sein Kind mit unnatürlicher Strenge; gern würde sie dies Alles ertragen haben, wenn nur nicht täglich der alte Jussuf ihr durch Bitten, durch Drohungen, durch Versprechungen jeder Art eine Einwilligung zur Verbindung mit Myrow abdringen wollte, welcher Umstand ihr den Vater ganz entfremdete.

Rebecca durfte fast gar nicht ausgehen, wenn sie es dennoch that, geschah es gewöhnlich ohne den Willen des Vaters, und doch mußte sie ausgehen, denn sie erwartete eine Nachricht vom Grafen; diese mußte sie aber selbst in Empfang nehmen, weil ihr Vater ihr dieselbe unter allen Umständen verheimlicht haben würde, wenn sie dieselbe in dessen Hände gelangen ließ.

Eines Morgens ging Jussuf aus, Rebecca benutzte diese Gelegenheit und eilte nach dem Hôtel, welches Robert bewohnt hatte, um sich beim Besitzer desselben zu erkundigen, ob noch keine Nachricht vom Grafen angelangt sei. Wer beschreibt des Mädchens Freude, als

ihr der Wirth einen ziemlich gewichtigen Brief einhändigte.

Ehe sie jedoch, wieder in ihrer Wohnung angelangt, den Brief erbrach, sendete sie erst ein heißes Dankgebet empor zum Regierer der Welten.

Als sie denselben geöffnet, fiel ein Brief der erstaunten Jüdin entgegen, doch ihr Staunen steigerte sich noch mehr, als sie die Adresse desselben las und den Brief an die Fürstin Z. gerichtet fand. Dennoch fällte sie kein voreiliges Urtheil über Robert, sondern las erst ihren umfangreichen Brief, welcher eine genaue Schilderung der Flucht Roberts aus Rußland enthielt. Manche Thräne entfiel der schönen Leserin, manche Thräne des Mitleids, aber auch manche Thräne des Dankes gegen den Allgütigen, welcher ihren Freund gerettet werden ließ.

Das Ende des Briefs enthielt eine Erklärung, welche Motive Robert gehabt, als er den Brief an die Fürstin geschrieben und warum er gerade Rebecca mit dieser Commission betraute; der Graf hatte sich in seiner Ansicht nicht verrechnet, denn er ahnte, daß Rebecca jetzt Niemanden haben würde, dem sie sich mittheilen konnte, er gab daher der Jüdin den Weg an, ein Wesen in Moskau zu finden, gegen welches sie sich aussprechen konnte. Freilich wußte der Graf, daß die Fürstin nicht

das hohe Gefühl Rebecca's besaß, doch ein gutes, gefälliges Herz konnte er ihr nicht absprechen, auch war er der Fürstin einige Zeilen schuldig, einige Zeilen der Entschuldigung und fügte diesen bei, die Fürstin möge sich der armen, unglücklichen Jüdin annehmen.

Wenn Robert nicht von der Herzensgüte der Fürstin überzeugt gewesen wäre, hätte er eine solche Bitte an dieselbe stellen dürfen? Robert kannte der Fürstin Herz und durfte eine derartige Bitte wagen, denn er war der Fürstin noch immer ein werther, ein theurer Freund.

Rebecca sah in der Absicht Roberts nur die reinste Liebe, denn er gab dadurch den Beweis, welch hohes Vertrauen er in die schöne Jüdin setzte, gern übernahm diese die Commission, welche unter jeden andern Verhältnissen eine unzarte genannt werden mußte.

Während dieser Zeit war auch Jussuf zurückgekehrt, Rebecca ging zu ihm, noch hatte sie ihren Vater heute nicht gesehen. Sie wünschte ihm einen guten Morgen, und nach langer Zeit wieder entspann sich zwischen Vater und Tochter eine freundliche Unterhaltung. Jussuf ahnte nicht die Ursache von Rebecca's mehr als gewöhnlich heiterer Stimmung, doch war ihm dieselbe sehr angenehm, da er dadurch auf ein willigeres Eingehen in seine Pläne von Seiten Rebecca's hoffte. Er war ebenfalls sehr freundlich und bot der Tochter heute zum ersten Male

an, ob sie vielleicht einen Spaziergang machen wollte, um sich zu zerstreuen.

Dies Anerbieten nahm Rebecca gern an, konnte sie doch dann unbeachtet zur Fürstin gelangen, um den Brief abzugeben.

Der Nachmittag brach an und Rebecca machte von ihres Vaters Erlaubniß Gebrauch. Sie eilte auf wohlbekannten Wegen nach der Fürstin Palast. Dieselbe Zofe, welche Robert oft in der Fürstin Zimmer geführt, führte heute auch die Jüdin, nachdem sie dieselbe angemeldet hatte, in das Zimmer der Fürstin.

Ein wenig stärker klopfte Rebecca's Herz, als sie die Schwelle des Zimmers überschritt, in welchem ihre ehemalige Nebenbuhlerin auf dem Divan saß.

Die Fürstin hatte nur von der Jüdin gehört, dieselbe aber noch nicht gesehen, war daher sehr begierig auf den Eindruck, den dieselbe auf sie machen würde, auch gestand sie sich selbst ein, daß sie ein wenig gegen die Jüdin eingenommen sei; dennoch empfing sie die Jüdin freundlich, doch als diese den Schleier zurückwarf, hätte die Fürstin bald einen Ausdruck des überraschten Erstaunens nicht zurückhalten können, eine solche Schönheit hatte sie nicht erwartet, dabei das höchst bescheidene Wesen, die sanften und doch so feurigen Augen, der Anblick Rebecca's verscheuchte jedes Vorurtheil der Fürstin.

Mit freundlichen Worten empfing die Fürstin das etwas befangene Mädchen. „Sie bringen mir, wie mir gemeldet, eine Nachricht von einer werthen Person? Sie sind mir willkommen, einen bessern Boten hätte jene Person nicht wählen können. Darf ich um jene Nachricht bitten?"

Rebecca nahm den Brief aus der Tasche ihres Kleides und überreichte ihn der Fürstin, welche denselben ein wenig zitternd empfing.

„Ich erlaube mir, denselben in Ihrer Gegenwart zu lesen, — wenn ich bitten darf, so legen Sie Hut und Mantel ab und nehmen Sie Platz."

Die eingetretene Zofe war der Jüdin behülflich. Die Fürstin las den Brief ihres Freundes mit großem Eifer, Rebecca hatte auf dem Divan Platz genommen.

Die Fürstin war zu Ende; auf den Brief Bezug nehmend, sagte sie zu Rebecca: „Der Graf Dumont empfiehlt Sie mir sehr warm, es hätte jedoch dieser schriftlichen Empfehlung nicht bedurft, Sie haben sich mir selbst empfohlen und sind mir als Freundin meines Freundes jederzeit willkommen."

„Frau Fürstin, diese Aufnahme hätte ich nicht erwartet, wie soll ich Ihnen danken?"

„Allerdings sollte ich Ihnen zürnen, denn wir sind, nein, wir waren Nebenbuhlerinnen, doch die Fürstin er=

kennt sich besiegt, sie räumt Ihnen das Feld, gegen Sie wäre ein Kampf zu ungleich, ich gönne Ihnen den Triumph.“

„Frau Fürstin,“ bat Rebecca erröthend, „nicht diesen Hohn, die arme Jüdin ist schuldlos an Allem, was ihr zur Last gelegt wird.“

„Beruhigen Sie sich, mein Kind, Robert .... Graf Dumont,“ fügte sie verbessernd hinzu, „hat sie mir empfohlen, ich werde Ihnen jeden Schutz angedeihen lassen, sobald man Ihnen zu nahe treten sollte. Meine Freundschaft für den Grafen ist eine wahre, darum schweigen kleinliche Rücksichten, ich sehe in Ihnen nur die Freundin meines Freundes und hoffe, daß auch wir Freundschaft schließen werden.“

„Haben Sie auch bedacht, wer die Person ist, der Sie, hohe Frau, Ihre Freundschaft antragen? Es ist eine Tochter jenes Volkes, das ausgestoßen, mit Fluch, mit Verhöhnung und Schmach beladen, ohne Heimath in der großen, weiten Welt umherirrt, eine Tochter Zions, welche den Fall ihres Volkes beweint, eine Jüdin!“

„Die Fürstin denkt fürstlich, nicht der Stammbaum giebt dem Menschen die Würde, nicht der Adel auf Pergament geschrieben macht den Menschen edel, der Werth des Menschen liegt in ihm selbst. Daß Sie ein edles

Mädchen sind, beweist, daß der Graf Sie mir empfiehlt, der Graf liebt nur große, edle Seelen."

„Durch Ihr unverdientes Lob beschämen Sie mich tief, denn ich selbst habe den Grafen in die Gefahr gebracht, der er erst jetzt entgangen."

Erstaunt fragte die Fürstin: „Sie? Sie hätten den Grafen verrathen?"

„Verrathen aus Liebe, gerettet durch Verrath. — Mein Vater hat mich zu dem Verrath an dem Grafen veranlaßt, durch scheinbare Gründe bewies er mir das Edle der That; aus Liebe zum Grafen willigte ich ein, denn er war verloren, wenn ich ihn nicht verrieth. Doch mein Vater beging einen größern Verrath an mir, als ich dem Grafen eine Schrift entwendet hatte, welche ich meinem Vater gab. Da ich im Vertrauen auf meines Vaters Rechtlichkeit diesem die Schrift einhändigte, benutzte er dieselbe nicht, wie er mir, seiner Tochter, vorher versprochen, sondern verrieth den Grafen der Regierung und sandte jene Schrift nach Petersburg. Glücklicherweise erfuhr ich den Verrath und bot meinerseits Alles auf, den Grafen zu retten, der Graf entkam, durch mich verrathen, durch mich gerettet."

„Mädchen, ich begreife Sie nicht, Sie liebten den Grafen und konnten ihn verrathen?"

„Ja, denn meine Liebe war so groß, daß ich, um

den Grafen an einer unedlen That zu hindern, ihn lieber verlieren wollte, wenn er dadurch nur edel und groß blieb."

„Und konnten Sie ihn einer unedlen That für fähig halten?"

„Allerdings, durch eine Darstellung, wie sie mir mein Vater von dem Grafen entwarf, war es möglich, man kann eine That für edel halten, welche jedoch nur in der Phantasie eines Menschen edel ist, in der Wirklichkeit aber nichts weniger als edel ist."

„Der Graf war Idealist, ich glaube gern, daß er einer Idee bald Wahrscheinlichkeit abgewann und dieselbe dann für Wahrheit hielt."

„Des Grafen Ideen, des Grafen Handlungen sind stets edel, stets groß gewesen, doch er war auch Idealist der Politik, und hier hätte er vielleicht eine unedle That in der Verblendung, im Irrthum begangen; ihn davor zu bewahren, beging ich den Verrath — doch ich war selbst verrathen."

Die Fürstin staunte das Mädchen an, welches den Geliebten verrathen konnte, um ihn nur der Tugend zu erhalten, selbst wenn sie ihn dadurch verlieren sollte, sie begriff jetzt des Grafen Zuneigung zu der Jüdin, denn eine große Seele, ein starker Geist mußte ihr innewoh-

nen. Die Jüdin hatte der Fürstin Zuneigung in vollstem Maße, sowie die Fürstin der Jüdin ein unbegrenztes Vertrauen eingeflößt hatte.

Als die Jüdin schwieg, fragte die Fürstin nach einer Pause mit großer Theilnahme: „Was wollen Sie nun aber beginnen? Für Rußland ist der Graf verloren, denn er darf nie zurückkehren.“

Schwermüthig entgegnete Rebecca: „Und wenn der Graf auch zurückkehren dürfte, hätte denn die arme Jüdin etwas zu hoffen? — Trennt uns nicht Geburt und Stand, trennt uns nicht der Glaube?“

„Ueber Vorurtheile des Standes ist der Graf erhaben, freilich der Glaube ist noch eine große Kluft, doch ist diese zu überspringen. In dem Schooße unserer Kirche werden Sie ebenso selig als in Ihrem Glauben.“

„Auch davon bin ich überzeugt, aber ich habe einen alten Vater, den ich vor der Zeit in die Gruft stoßen würde, wenn ich meinen Glauben verleugnete. Er ist strenggläubiger Jude, ihm gilt nur der Talmud etwas, jede andere Lehre hält er für Irrthum.“

„Wenn aber dieser Vater sie zwänge, eine Verbindung einzugehen, die Ihnen zuwider, wüßten Sie dann einen andern Ausweg als Glaubenswechsel?“

„Nein!“ Doch Rebecca läßt sich nicht zwingen. Den Grafen werde ich niemals mein nennen dürfen, aber nie

wird es einem andern Manne gelingen, mein Herz sich zu erringen."

„Bedenken Sie aber, liebes Kind, das Unglück, bei Ihrer Jugend hoffnungsloser Liebe sich ergeben zu müssen."

„Und ist meine Liebe denn eine hoffnungslose? Werde ich nicht innig geliebt? Umschwebt mich nicht stets das Bild des Geliebten? Kann Raum und Zeit die Herzen scheiden? — Nein, Frau Fürstin, meine Liebe ist nicht hoffnungslos, obgleich ich keine Vereinigung auf dieser Erde zu hoffen habe, dort oben, wo kein Standesunterschied, wo kein Glaubensunterschied, dort oben werden wir vereinigt. Der Graf wird mir schreiben, spricht da nicht jeder Buchstabe zu mir: „Du bist geliebt! Können unsere Gedanken nicht im Nu das Weltall überspringen, wenn es sich zwischen unsere Liebe drängte? Giebt es eine Macht der Erde, welche uns geistig trennen kann? — Nein! — So lange unsere Seelen verbunden sind und bleiben, so lange liebe ich auch nicht hoffnungslos, denn geistige Liebe ist größer, mächtiger, als alle Hindernisse der Welt."

Wol fühlte die Fürstin das Erhabene dieser geistigen Liebe, doch sie fühlte zugleich, daß sie zu schwach sei, sich auf diesen Standpunkt zu erheben, sie wagte keinen weitern Einspruch, Rebecca's Ansichten über Liebe standen hoch über den ihrigen.

Die Fürstin hatte die Jüdin kennen, achten gelernt, sie fühlte, wie hoch diese über ihr stand, dennoch fühlte sie sich dadurch nicht verletzt, Rebecca hatte sie nicht beschämt.

Jetzt erhob sich Rebecca von ihrem Sitz und gab den Wunsch zu erkennen, wieder nach Hause zu gehen; die Fürstin unterließ alle ceremonielle Höflichkeiten dieser echten Jungfräulichkeit gegenüber und begleitete Rebecca selbst nach der Thür. „Mein Fräulein, ich hoffe eine baldige Wiederholung Ihres Besuchs, Sie sind mir zu jeder Stunde angenehm."

„Im Abgehen entgegnete Rebecca: „Frau Fürstin, Ihr freundschaftliches Entgegenkommen ehrt mich unendlich, gern nehme ich Ihr Anerbieten an."

Unter freundschaftlichen Begrüßungen trennten sich die Rivalinnen, da jede die Ueberzeugung gewonnen, daß ihre Gegnerin die Achtung verdiene.

Rebecca eilte nach Hause, froh, die Bekanntschaft der Fürstin gemacht zu haben; hatte sie doch Jemand, dem sie sich entdecken, dem sie ihr volles Herz ohne Rückhalt ausschütten konnte. Ihre Stimmung war eine heitere, ihr in letzter Zeit so oft bewegtes Gemüth war beruhigt, frohen Muthes betrat sie des Vaters Wohnung.

Kaum war sie dort eingetreten, als ihre Heiterkeit

einen gewaltigen Stoß erlitt, Myrow leistete ihrem Vater Gesellschaft.

Nach einer sehr kalten Begrüßung gegen den Freund ihres Vaters entfernte sie sich, um ihre Hauskleidung anzulegen, Jussuf rief ihr nach: „Rebecca, ich erwarte Dich.“

Des Vaters Ruf berührte sie unangenehm, denn auf jeden Fall war wieder eine Besprechung über die endliche Erklärung wegen der Verbindung mit Myrow ihr Loos. Oft schon hatte sie dem Vater eine Erklärung gegeben, welche aber nicht nach des Vaters Wunsch war, denn Rebecca hatte ihm erklärt, niemals Myrow angehören zu können, selbst wenn sie den Grafen nie gesehen, aber diese Erklärung genügte dem alten Jussuf nicht, er glaubte immer noch, seine Tochter werde sich eines Bessern besinnen und Myrow die Hand reichen.

Eine Viertelstunde konnte vergangen sein, als Rebecca wieder in des Vaters Zimmer trat; da schon die Dämmerung nahte, ließ Jussuf Licht anzünden und die Unterhaltung begann.

„Nun, meine Tochter, hast Du einen weiten Ausflug gemacht? Hat die frische Luft Dich gestärkt?“

„Gewiß, mein Vater, ich befinde mich sehr wohl nach diesem Spaziergange.“

„Dann sollst Du jeden Tag einen Ausflug machen, überhaupt scheint es, als sei Zerstreuung für Dich wünschenswerth.“

Myrow setzte mit leiser Anspielung hinzu: „Rebecca kann aber doch nicht täglich allein ausgehen, sie muß Gesellschaft haben.“

Eine weitere Ausdehnung dieser Andeutung schnitt ihm Rebecca durch die Entgegnung ab: „Mir ist ein einsamer Spaziergang ohne Begleitung der liebste, wenn aber der Vater mir seine Gesellschaft mitunter schenken will, so soll es mich freuen. Daß ich nicht nach Gesellschaft trachte, weiß mein Vater, ich könnte sonst meine Freundinnen besuchen, doch wie gesagt, allein zu lustwandeln ist mir die angenehmste Erholung.“

Myrow wagte keine Erwiderung zu machen, um Rebecca nicht gegen sich aufzubringen, Jussuf ergriff aber diese Gelegenheit und setzte ihr das Unpassende öfterer Spaziergänge ohne Begleitung auseinander. „Selbst wenn Du nur in Gesellschaft einer Freundin gehst, wird Dein Spaziergang Niemandem auffallen, durch einsames Umherwandern ziehst Du aber die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf Dich und das solltest Du vermeiden. Ich will Dir recht gern jeden Tag einige Stunden zu einem Spaziergang erlauben, aber in Begleitung, sei es in meiner oder in der eines Andern.“

„In Deiner Begleitung sehr gern, mein Vater, doch nicht in der eines Andern."

„Nun, nun, wenn es ein ehrenwerther Mann ist, so darfst Du's ihm schon erlauben. Da ist z. B. gleich mein Freund Myrow, dieser würde Dir gewiß mitunter ein Stündchen von seiner Geschäftszeit schenken, ein achtbarer Mann, brauchst Dich seiner nicht zu schämen."

Etwas gereizt entgegnete Rebecca: „In des Herrn Myrow Achtbarkeit will ich keinen Zweifel setzen, doch dieser ist Geschäftsmann und einem solchen ist Zeit Geld, wie Du mir selbst gesagt."

„Ei, mein Fräulein, wenn es aber gilt, Ihnen ein wenig Zeit zu schenken, so ist dies auch Gewinn," fiel Myrow galant ein.

„Ihre Zeit ist zu kostbar, als daß ich dieselbe in Anspruch nehmen sollte, denn es bleibt immer ein Geschenk und ich mag Niemandem verbindlich sein."

Jetzt rückte Jussuf mit seiner Absicht schon etwas deutlicher heraus: „Wenn ich nun aber wünschte, daß Du meinem Freunde verbindlich sein solltest?"

„Dann würde ich Deinen Wunsch erfüllen, doch dann erlischt meine Verbindlichkeit."

„Liebes Kind, wir wollen ein Mal recht vernünftig die Sache besprechen, die schon oft der Inhalt unseres Gespräches gewesen. Du scheinst mir heute auch heiterer

als je, ich glaube, ich habe einen günstigen Augenblick gewählt, höre mich einmal ruhig an und gieb mir dann Deine Antwort. Sieh, ich bin alt, jeden Augenblick kann ich abgerufen werden, soll ich von dieser Erde scheiden mit Angst und Sorge für mein Kind, für meine theure Rebecca? Gewiß willst Du das nicht, gewiß willst Du, daß mir einst die Erde leicht werde; wenn ich aber von hier gerufen würde, ohne Dich versorgt zu wissen, würde mir dieser Gedanke die letzte Stunde verbittern. — Das Alles könnte anders sein, wenn Du ein gutes, ein folgsames Kind sein wolltest. Du kennst meinen Wunsch, ich brauche Dir ihn nicht mitzutheilen, wenn Du ihn erfülltest, wenn Du Myrow's Gattin würdest, dann wüßte ich Dich versorgt, dann könnte ich mein Haupt jeden Abend ruhig niederlegen und müßte nicht befürchten, daß mein Kind mich einst in der letzten Stunde verläßt."

„Nein, Vater, nein, Rebecca wird Dich nicht verlassen, Du müßtest sie denn selbst dazu zwingen. Ruhig habe ich Deine Ansicht, Deinen Wunsch angehört, nun höre auch meine Antwort. Wenn ich Deinen Worten Glauben schenke, so ist es Dir nur darum zu thun, mich versorgt zu sehen, ist dies wirklich die einzige Ursache Deiner Sorgen, so hast Du die Wahl nicht gut getroffen, denn Herr Myrow, so achtbar er auch sein

mag, ist meinem Alter nicht angemessen." Mit höflichem Ton wandte sie sich jetzt an diesen: „Sie werden mir meine Offenheit entschuldigen, doch ich halte es für besser, wenn man jeden Punkt bei einer solchen folgeschweren Handlung vorher in Erwägung zieht, als daß später daraus Mißverhältnisse entstehen könnten. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihnen keine andere Liebe zollen könnte, als — Kindesliebe."

„Wenn ich mich nun mit dieser Liebe begnügte," fiel Myrow schnell ein, denn er wollte um jeden Preis Rebecca besitzen, „würden sie dann zu meinem Antrage Ja sagen?"

„Nein, niemals, ich habe andere Ansichten als Sie und es kann kein größeres Unglück geben, als wenn zwei Menschen aneinander gekettet sind, welche nie übereinstimmen, deren Seelen eine ewige Disharmonie bilden."

Der alte Jussuf, welcher geistige Liebe so wenig achtete, als er sie zu fassen im Stande war, entgegnete seiner Tochter: „Was Du da sprichst, ist nichts als überspanntes Zeug, lerne nur erst meinen Freund kennen und achten, die Liebe findet sich dann von selbst."

„Allerdings beruht Liebe auf genauer Bekanntschaft und Achtung, doch ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß Herr Myrow bei noch näherer Bekanntschaft gewinnen

wird, es wird ihm dann nur die feste Ueberzeugung werden, daß wir nicht für einander geschaffen sind."

„Und ich glaube ganz sicher, daß Ihr für einander geschaffen seid," fiel Jussuf etwas ungestüm ein, „denn ich will es, ich befehle es Dir. Ich bin Dein Vater, ich habe die Verpflichtung, für Dich zu sorgen, Dein Glück zu gründen, daher verlange ich noch heute eine bestimmte Antwort, und wenn diese nicht nach meinem Wunsche ausfällt, so werde ich von meiner väterlichen Gewalt Gebrauch machen und Dich zu Deinem Glücke zwingen."

Erröthend vor Schaam, daß in Gegenwart Myrow's ihr Vater eine solche Sprache gegen sie führte, entgegnete sie äußerst gereizt: „Du kennst auch meine Meinung, es bedarf nicht der Wiederholung derselben. Rebecca bleibt unerschütterlich fest an ihren Grundsätzen hängen, wenn Du glaubst, durch Gewalt mich wankend zu machen, dann irrst Du und — läßt Deine vorher ausgesprochenen Befürchtungen zur Wahrheit werden. Du kannst und darfst Deine väterliche Gewalt wol anwenden zum Glück Deines Kindes, nimmermehr aber, um das Unglück, das Elend desselben herbeizuführen. Du zwingst mich zum Ungehorsam, ich kann nicht anders. Glaube mir, auch mir stehen Gewaltmittel zu Gebote, wenn Du mich zwingen willst, unglücklich zu

werden, und — bei'm Gott unserer Väter — ich mache von diesen Gebrauch, wenn ich keinen andern Ausweg sehe." Mit sanftem Ton fügte sie hinzu: „Mein Vater wird sein Kind, seine Rebecca, nicht zwingen, eine Handlung zu begehen, welche ihn um sein Kind bringt, aber mein Entschluß steht fest, nie werde ich in eine Verbindung willigen, die mich unglücklich werden läßt."

Diese Festigkeit hatte selbst Jussuf seiner Tochter nicht zugetraut, noch nie hatte sie es gewagt, dem Vater gegenüber eine drohende Stellung einzunehmen, erst seitdem sie den Grafen kannte, erlaubte sie sich eine solche Sprache, Jussuf war empört, wuthentbrannt, weil er nur allein den Grafen für die Ursache von Rebecca's entschiedener Weigerung hielt. Kaum vermochte er seinen Zorn zu zügeln, zitternd brach er endlich in die Worte aus: „Du willst es nicht anders, so mag meine Gewalt Dich eines andern belehren, ich habe Dich gebeten, Dein Glück aus meiner Hand anzunehmen, umsonst, jetzt werde ich Dich zwingen. Von heute an bist Du dem Myrow verlobt, bist seine Braut, in vierzehn Tagen bist Du seine Gattin, oder — ich will keine Tochter mehr haben."

Rebecca stand auf, mit stolzer Haltung, mit lauter Stimme entgegnete sie: „Rebecca wird niemals die Gattin Myrow's, eher entsagt Rebecca dem Glauben ihrer Väter, eher entsagt sie selbst ihrem Vater. — Bedenke

Rebecca's Worte, leicht können sie zur Wahrheit werden." —

Nach diesen Worten verließ sie das Zimmer des alten Jussuf und eilte nach dem ihrigen, in welches sie sich einschloß. Längst hatte sie einen solchen Auftritt befürchtet, davor gezittert, er war vorbei, jetzt war ihr wohl, denn nun konnte sie Myrow nicht mehr belästigen. Freilich war sie dabei ihrem Vater zu nahe getreten, doch es ging nicht anders, ihre eigene Rettung gebot ihr diese Sprache.

Lange noch überlegte sie, was zu thun sei, wenn ihr Vater wirklich Gewalt brauchen sollte, sie wußte keinen andern Ausweg, als — sich in die Arme der katholischen Kirche zu werfen. Wenn aber nun auch diesen Weg ihr Vater ihr abgeschnitten hätte! Da gedachte sie ihrer neuen Freundin, der Fürstin Z., diese hatte ihr Hülfe zugesagt, diese mußte sie retten. Ihre Aufregung verschwand, sie fühlte in diesem Augenblicke, was es zu bedeuten habe, eine Freundin zu besitzen.

Jussuf und Myrow saßen noch beisammen, Myrow gab sich das Ansehen, als wolle er seinen Freund beruhigen, von seinem Vorhaben abbringen, während er ihn absichtlich noch mehr gegen die Tochter aufreizte. Besänftigend sprach er zu Jussuf: „Gebt Euer Vorhaben auf, Jussuf, ich will meinen Ansprüchen entsagen,

warum sollte ich Vater und Tochter entzweien? Eure Tochter ist fest in ihren Grundsätzen, Ihr erschüttert diese nicht, Eure Gewalt ist nicht stark genug, Euer Kind zu wingen; gebt Euer Vorhaben auf, alter Jussuf, laßt Eurer Tochter ihren Willen."

„Nein, nein," schrie der alte Jussuf wie besessen, „ich will jetzt meine Gewalt anwenden, ich will meine Tochter zwingen. Rebecca wird Eure Gattin, verlaßt Euch auf mich, Ihr seid mein Freund, Ihr verdient sie, ich bin Euch Dank schuldig. — Soll ich mein Kind dem Christen geben, soll ich meiner Tochter den Glauben ihrer Väter abschwören lassen und sie dann dem Franzosen an den Hals werfen? Nein, niemals! Ihr habt es gehört Myrow, Rebecca hat mir gedroht, ihren Glauben abzuschwören, doch wir werden sie daran verhindern, besorgt nur den Befehl, das Uebrige sei meine Sorge."

„Ueberlegt es Euch noch einmal, Jussuf, ich werde morgen mit Euch darüber sprechen, ich sage Euch, Jussuf, Eure Tochter ist fest, Ihr werdet sie nicht wankend machen."

„Thut, wie ich Euch gesagt," herrschte Jussuf seinen Freund an, „besorgt mir das Papier, in vierzehn Tagen ist die Hochzeit."

„Gut, ich werde thun, wie Ihr mir sagt, doch Eure Macht ist nicht hinreichend, Rebecca bleibt fest."

„Myrow, reizt mich nicht," kreischte Jussuf im höchsten Zorn, „wenn der alte Jussuf ernstlich will, geschieht was er will. Rebecca wird Eure Gattin, muß Eure Gattin werden — kein Wort mehr!"

„Morgen früh bringe ich Euch das Papier. Nun legt Euch schlafen, guter Jussuf, beruhigt Euch, grämt Euch nicht mehr, ich bestehe nicht auf meinem Wunsch ich enthebe Euch Eurer Verbindlichkeit gegen mich." Als er bemerkte, daß Jussuf wieder in Zorn gerathen wollte, setzte er schnell hinzu: „Seid gelassen, seid sanft, Rebecca ist Euer Kind, bedenkt dies. Nun schlaft wohl, morgen früh sehen wir uns wieder."

Mit geheuchelter Theilnahme drückte er Jussuf die Hand und entfernte sich dann, sich herzlich freuend, daß es ihm gelungen war, den alten Jussuf so gegen Rebecca aufzubringen; jetzt hielt er eine Heirath mit Rebecca für nicht unmöglich.

VII.

Paris, die ewig-bewegte Hauptstadt Frankreichs, welche, ein treues Bild seiner Bewohner, stets ein an-

deres Gesicht annahm, hatte in diesem Augenblicke die republikanische Larve vorgenommen, damit man das wahre Gesicht nicht erkennen konnte, die Franzosen waren Republikaner geworden, doch um einen billigeren Preis als — früher. In Folge dieser Ereignisse war Paris noch ein wenig bewegter als gewöhnlich, das französische Volk war noch nicht an die Republik gewöhnt.

Aber fast noch bewegter ging es in einem Hause der Hauptstadt zu, dies war nämlich in dem Palast des Grafen Dumont. Dieser hatte seines Neffen Brief aus Hamburg erhalten, welcher ihn von der Ankunft seines Robert benachrichtigte, er konnte kaum die Zeit derselben erwarten. Alles im Palast des Grafen wurde verändert, der Onkel wollte seinen Neffen würdig empfangen, die wenige Dienerschaft des Grafen sah mit Ungeduld seiner Ankunft entgegen, denn blieb er noch lange aus, so hatte sie täglich neue Arbeit, der Onkel traf dann stets neue Arrangements.

Wäre der Palast Dumonts ein Ministerialgebäude gewesen, so hätte jeder Vorübergehende die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß eine Weltenreform beabsichtigt würde; fortwährendes Hin- und Herlaufen sprach für die Wichtigkeit des Gegenstandes. Der Graf Dumont ließ alle Freunde Roberts von der Ankunft desselben benachrichtigen, da er aber selbst nicht den Tag der An-

kunft seines Neffen wußte, so ließ er dieselbe nur unbestimmt anmelden.

Auch Alexander Rénant, der Cafétier, nebst seiner Gemahlin, die Retterin Roberts, waren von dessen Ankunft unterrichtet und Rénant kam ebenfalls nach des Grafen Palast, um sich zu erkundigen, wann Robert einträfe, doch der Onkel Roberts konnte ihm nichts Bestimmteres mittheilen, als daß die Ankunft des Neffen in diesen Tagen erfolgen müsse, wenn nicht neue Hindernisse die Ankunft verzögerten.

Wenig Tage nach dieser durch den Onkel ziemlich gut verbreiteten Nachricht hielt denn auch ein Wagen vor dem Thor des Dumont'schen Palastes, der Onkel stürzt nach dem Fenster, ein Fiacre hält am Thor, doch ein Reisender, ein Reisender aus Rußland, konnte nicht in dem Wagen sitzen, der Wagen war frei von Gepäck, nicht eine Hutschachtel war sichtbar.

Jetzt entledigte sich der Wagen seines Inhaltes, die wartende Dienerschaft stürzte dem mit einer Reisetasche belasteten Aussteigenden entgegen, — es war Robert. Graf Dumont flog die Stufen hinab, so schnell als ihm sein Alter erlaubte und lag sprachlos in des Neffen Armen; nach der herzlichsten Begrüßung stiegen Onkel und Neffe Arm in Arm die Stufen hinan, in des Onkels gemüthliches Zimmer.

Graf Dumont setzte die ganze Dienerschaft in Alarm, damit in aller Eile für den lieben Neffen alles Mögliche zur Stärkung aufgetragen wurde; gegen eine solche Maßregel konnte selbst Robert nichts einwenden, sie schien ihm für seinen hungrigen Magen äußerst zweckdienlich.

In wenig Augenblicken stand eine gut besetzte Tafel im Zimmer.

Mit außerordentlichem Appetit fiel Robert über die diversen Gerichte her und stellte bald eine Unordnung unter denselben an, welche ein Spiegelbild en miniature der Zustände seines Vaterlandes war, doch Robert konnte der Retter der eingetretenen Tafelunordnung werden, da er mit echt russischem Appetit durch Aufräumung der verschiedenartigsten Gerichte in wenig Stunden gewiß eine musterhafte Ordnung hergestellt, wenn sein Onkel ihn nicht öfters durch Fragen in seinem großen Unternehmen gestört hätte.

Endlich schien sich Roberts Appetit zu verlieren, der Onkel faßte Muth und gab sich der frohen Hoffnung hin, doch nun endlich eine Erklärung über Roberts schnelle Rückkehr zu erhalten. Robert gewährte gern dem Wunsche seines Onkels, diesem bei einer Flasche Wein seine Verfolgungsgeschichte, seine Flucht zu erzählen.

„Dachte ich's doch, wieder eine Flucht, ich glaube

sicher, wenn Du nach Amerika gingst, Du würdest selbst von dort fliehen müssen."

„Das glaube ich nicht, Onkelchen. Aber noch etwas im Vertrauen, dieser Flucht habe ich ein großes, ein unendliches Glück zu danken."

„Und worin besteht denn dies?"

„Ich habe durch mein Unglück ein Mädchen kennen gelernt, ein Mädchen, nein, einen Engel, — Onkel, das ist unmöglich, dies Mädchen zu beschreiben. Schön, gut, gebildet, unschuldig, ein Muster wahrer Weiblichkeit, aber —"

„Nun?" —

„Sie ist eine Jüdin!"

„Eine Jüdin?" rief erstaunt der Onkel, „eine Jüdin? Robert, ich bin über Vorurtheile ziemlich erhaben, aber eine Jüdin möchte ich dennoch nicht gern in unsern Stammbaum aufnehmen."

„Ich verzeihe Ihnen diesen Ausspruch, Sie haben Rebecca nicht gesehen. Könnten Sie aber einmal jenes Mädchen sehen, einmal sprechen, Sie würden mich um mein Glück beneiden, von ihr geliebt zu sein."

„Und bist Du denn überzeugt von Ihrer Liebe?"

„So gewiß als von meinem Dasein. Aus Liebe verrieth Sie mich, denken Sie sich Onkel, sie verrieth mich aus Liebe, um mich ihrer Achtung zu erhalten, sie

glaubte mich straucheln, fallen zu sehen; mich der Tugend zu erhalten, verrieth sie mich, ihre Liebe ist die höchste, ihre Liebe ist die der Götter.“

„Robert, Robert, ich begreife zwar das Gesagte nicht, aber mir ist es bange um Deinen Verstand.“

„Gern glaube ich Ihnen, lieber Onkel, daß Sie mich nicht verstehen, ich kann Ihnen nur dann verständlich werden, wenn Sie Rebecca gesehen, und dies dürfte am Ende niemals geschehen. Rebecca scheint für mich verloren, sowie ich für sie.“

„In Paris wirst Du sie vergessen lernen.“

„Nein, Onkel, nein. Seit ich sie gesehen, sind alle weibliche Wesen für mich todt. Sie oder keine. Nie wird ein Weib mich Rebecca vergessen lassen, nie wird ein Weib mich jemals fesseln können. Rebecca ist mein Ideal.“

Graf Dumont kannte seines Neffen Hinneigung zur Schwärmerei und brach das Gespräch ab, es war ihm äußerst unangenehm, daß Roberts Liebe auf eine Jüdin gefallen, doch er hoffte, die Entfernung von dem Gegenstand, die Zeit und besonders die Zerstreuungen, welche Paris im reichsten Maße bot, würden Robert von seiner Leidenschaft, die er nur für momentan hielt, befreien. Dies Mal aber durfte der Onkel sich wol verrechnet haben, denn Roberts Liebe zu Rebecca war keine vorüber-

gehende Leidenschaft, kein Sinnenrausch, seine Liebe entsprang dem Herzen, seine Liebe war unveränderlich.

Während noch Neffe und Onkel in Gedanken versunken waren, trafen schon einige Freunde Roberts ein, um diesen zu begrüßen, und wenn es möglich, wenn er nicht zu sehr erschöpft von der Reise, ihn mit in ihre Gesellschaft zu nehmen, damit die Mehrzahl von Roberts Freunden und Bekannten schon heute die Freude des Wiedersehens mit ihnen theilen konnte.

Robert war nicht abgeneigt, nur bat er um einige Zeit, sich anders anzukleiden, dann wollte er mit nach dem Vereinslocal gehen, welches jetzt nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht stand. Als er erfuhr, daß das Café restaurant seiner Freunde Versammlungsort sei, eilte er, seinen Umzug zu vollbringen, dort hatte er ja theure Freunde, Rénant und dessen Gattin.

Bald kehrte Robert zurück, Alle begaben sich nach dem Café, selbst der Onkel schloß sich an.

In dem Café angelangt, war der Jubel der anwesenden Freunde Roberts grenzenlos, zu Worte kam Niemand, selbst Robert konnte nicht sprechen. Endlich legte sich der erste Freudenrausch, dem lauten Jubel folgte die wirkliche Freude des Wiedersehens, welche sich in den freudestrahlenden Blicken der Anwesenden kund gab.

Nun folgte Frage auf Frage, aber Robert ließ die-

selben unbeantwortet, seine Augen suchten noch Jemand, endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, es war Rénant. Robert sprang auf und eilte auf seinen Freund zu, welcher bescheiden im Hintergrunde stand, Robert hatte ihn nicht vergessen.

„Nun, mein lieber Rénant, wie geht es Ihnen, frisch und munter? — Aber wo ist Georgette — ich wollte sagen, Madam Rénant, meine Retterin?“

Madam Rénant war lauschend bei diesem ungewöhnlichen Jubel in die Thür getreten, bald erfuhr sie die Ursache desselben; gern wäre sie eine der ersten gewesen, welche den Grafen begrüßt hätte, aber sie gebot ihrer Freude Schweigen und wartete. Als aber Robert nach ihr frug und den freundschaftlichen Namen „Georgette nannte, da sprang sie, mit Freudenthränen in den Augen, hervor und lag mit dem Ausrufe: „Hier ist Ihre Georgette!“ an des Grafen Brust.

Rénants Hand ruhte in der des Grafen, dieser laute Ausbruch der Freude des Wiedersehens war ungekünstelt, wahr. Dem zufälligen Beobachter hätte die Freude der Madam Rénant verdächtig erscheinen können, dennoch war Niemand in der Gesellschaft, der in diesem Ausbruch mehr als wahre Freundschaft gesucht hätte, Madam Rénant war ein Muster echter Weiblichkeit.

Auch Rénant fand nichts in dem Benehmen seiner

Gattin, was ihn zum Mißtrauen, zur Eifersucht gegen dieselbe gereizt hätte, die Freude seiner Gattin schien ihm so natürlich, daß er sich gewundert haben würde, wenn Georgette den Grafen weniger freundlich begrüßt hätte.

Nun war auch diese herzlichste Begrüßung beendet, jetzt konnte Robert alle an ihn gerichteten Fragen beantworten, er that es und noch mehr, er gab die Erzählung seiner Flucht aus Rußland zum Besten. Rebecca's erwähnte er nicht, es schien ihm eine Entweihung, ihren Namen nur auszusprechen, denn Niemand konnte sie würdigen.

So verging der Abend, es wurde zum Aufbruch gemahnt und jeder folgte willig dieser Mahnung, da man sicher annehmen durfte, daß der neuangekommene Freund heute der Ruhe bedürftig sei. In Begleitung der zahlreichen Gesellschaft begaben sich Onkel und Neffe nach Hause, bald darnach schlummerte der Onkel ein, süße Träume umgaukelten ihn, denn er hatte ja seinen lieben Neffen wieder, seine Phantasie war angenehm aufgeregt.

Weniger schnell konnte der Neffe dem Traumgott in die Arme sinken, obwol sein Körper Ruhe verlangte, der aufgeregte Geist Roberts weilte in Moskau, Rebecca nahm sein ganzes Denken in Anspruch. Doch endlich

siegte die erschöpfte Natur, Morpheus senkte sich auf Roberts Haupt, er schlummerte sanft ein.

Roberts erstes Geschäft am andern Morgen war ein Brief an Rebecca, ein zweiter an den Wirth seines Hôtels nahm diesen unter seine schützende Decke; der Brief an Rebecca enthielt natürlich wieder die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe, ewiger Treue und am Schluß die Bitte um baldige Antwort und um die Beantwortung der frühern Frage: „Willst Du die Meine sein?" In diesem Briefe hatte Robert alle Möglichkeiten aufgeboten, um Rebecca zu bewegen, ihm zu folgen, selbst das Recht der elterlichen Gewalt hatte er angetastet, sophistisch als Unrecht bewiesen; die Liebe zu Rebecca hätte ihn jedes Recht, jede Pflicht wegleugnen lassen, wenn er dadurch nur Rebecca gewonnen, es war ihm schrecklich, unerträglich, wenn er daran dachte, Rebecca vielleicht nie wiederzusehen.

Nicht lange konnte er seinen Gedanken nachhängen, es kamen Freunde, ihn abzuholen, gern folgte er denselben, da er noch manchen Besuch zu machen, manchen seiner Freunde noch gar nicht gesehen hatte.

So vergingen für Robert ungefähr acht Tage in fortwährender Zerstreuung, er kam fast nicht zur Besinnung und nur des Abends konnte er ungestört seinen

Gedanken nachhängen, welche er dann jedes Mal der theuern Rebecca weihte.

Onkel Dumont freute sich außerordentlich, daß seinem Neffen so wenig Zeit übrig blieb, und wünschte, daß es immer so sein möchte, damit Robert die Jüdin vergäße. Doch Robert hatte Rebecca weder vergessen, noch wollte er sie vergessen, bald sollte der Onkel davon überzeugt werden, denn die Zerstreuung Roberts hörte auf, sobald er alle seine Freunde gesehen und gesprochen, sobald er alle nothwendigen Visiten abgestattet hatte.

Jetzt bekam Robert mehr Muße, seine Gedanken konnten wieder ausschweifen, doch waren seine Gedanken jetzt nur auf einen Punkt gerichtet, auf Rebecca. Wenn Robert früher auch nicht ausgelassen fröhlich war, so verbreitete sich doch eine reine Heiterkeit über sein ganzes Wesen, diese war aber jetzt verschwunden, Robert schlich stumm und in sich gekehrt umher, sein sonst so starker, freier Geist schien der Macht einer stillen Melancholie zu erliegen.

Mit Trauer sah der Onkel Roberts Treiben, seine Furcht für diesen war eine gerechte zu nennen, da Roberts Hang zur Schwärmerei leicht für einen Verlust seiner geistigen Kräfte bangen ließ. Der Onkel bot Alles auf, seinen Neffen zu zerstreuen, doch dieser wollte keine Zerstreuung, sondern zog sich öfter davon zurück. Alle

Freunde Roberts wurden vom Onkel instruirt, seinen Neffen recht oft in Gesellschaften zu laden, Alles für dessen Zerstreuung zu thun; umsonst, Robert blieb verschlossen und befand sich nirgend wohler, als auf seinem Zimmer, wo er ungestört dem Andenken seiner Rebecca leben konnte.

Ungern hätte der Onkel eine Jüdin in den Stammbaum des Geschlechts Dumont aufgenommen, doch unter den jetzigen Verhältnissen wäre ihm die Aufnahme einer ganzen Generation Juden in seinem Stammbaum recht gewesen, wenn nur die eine mit darunter war. Gern hätte er selbst Unterhandlungen mit derselben angeknüpft, doch Robert verwarf alle Vorschläge des Onkels, mit der Bedeutung, daß nur das Schicksal sie einander zuführen könne, und dem Schicksal ließ sich leider nicht vorgreifen.

Ob an eine baldige Aenderung der gegenwärtigen Zustände dieser hoffnungslosen Liebe zu denken, war nicht anzunehmen, denn Robert kannte die Verhältnisse, unter denen seine Rebecca in Moskau fern von ihm trauerte, nnr zu gut; daß aber vielleicht die Zeit eine Aenderung herbeiführte, daran zweifelte er nicht, er hoffte sogar auf eine solche.

Gern hätte er selbst etwas gethan, um eine Aenderung herbeizuführen, doch was sollte er beginnen, da er

ohne jede Nachricht von seiner Rebecca war; ehe er das Geringste unternehmen konnte, mußte er erst auf eine Nachricht seiner theuren Freundin warten, vielleicht, daß diese ihm dann selbst einen Rath, eine Hindeutung gab.

VIII.

Auf ihrem Zimmer saß Rebecca und weinte bittere Thränen, in drei Tagen nahte der verhängnißvolle Augenblick, in welchem sie Myrow vermählt werden sollte, und jeder Ausweg war ihr abgeschnitten; selbst einem Glaubenswechsel, der sie von der lästigen Verbindung befreit hätte, hatten Jussuf und Myrow vorgebeugt, Rebecca wurde von den Priestern der katholischen Religion zurückgewiesen, sie sah keinen Ausweg mehr, ihr blieb nichts übrig als — der Tod.

Gewiß hätte Rebecca diesen einer Verbindung mit Myrow vorgezogen, nur dies eine war ihr schrecklich, sie sollte sterben, ohne noch ein Mal Robert zu sehen, aber sie hatte ihm Treue geschworen, dieser Schwur war ihr heilig.

Da in den letzten Tagen Rebecca Alles mit Gleich-

gültigkeit über sich ergehen ließ, so glaubte Jussuf, seine Tochter füge sich in das Unvermeidliche und seine Strenge gegen Rebecca verwandelte sich in Milde, Rebecca durfte wieder ausgehen, der alte Jussuf hätte ihr jeden Wunsch, außer einen, gewährt. Doch Rebecca hatte nur diesen einen Wunsch, dieser wurde ihr nicht erfüllt, auf alle übrigen leistete sie Verzicht, nur von der Freiheit, zu jeder Zeit ausgehen zu dürfen, machte sie häufig Gebrauch und besuchte oft ihre und Roberts Freundin, die Fürstin Z.

Auch jetzt in ihrem Kummer gedachte sie der Freundin und schnell entschlossen eilte sie zur Fürstin, an deren Busen ihren Schmerz auszuweinen.

Die Fürstin empfing wie gewöhnlich das schöne Judenmädchen wahrhaft freundlich, die Freundschaft, die sich zwischen den beiden Rivalinnen entsponnen, war echt, in Rebecca's Gegenwart vergaß die Fürstin ihren Stand und war nur die Freundin der Jüdin.

Als die Jüdin bei der Fürstin eintrat, bemerkte diese sogleich, daß Rebecca wieder Thränen vergossen, tröstend ergriff sie Rebecca's Hand: „Armes Kind schon wieder in Thränen?"

„Frau Fürstin, nur noch drei kurze Tage, dann naht der Augenblick, wo ich zur Schlachtbank geführt werden soll, doch —" fügte sie mit einem Blick unheimlichen

Feuers hinzu: „ein Mittel giebt es noch, was mich von jenem Uebel befreien kann, das ist der Tod.“

Entsetzt entgegnete die Fürstin: „Unglückliches Kind, welche frevelhaften Gedanken haben sich Ihrer bemächtigt, geben Sie diese auf, es muß noch einen Ausweg geben, es giebt noch einen Ausweg, aber es ist ein gewagter.“

„Nennen Sie mir diesen, Frau Fürstin, ich fürchte den Tod nicht, also kann es auch kein Wagniß geben, vor dem ich zurückbebte.“

„Und haben Sie noch nicht an dieses Mittel gedacht? — Wie entging der Graf seinem Schicksal, welches noch härter als das Ihrige war, wenn es ihn erreicht hätte?“

Die dunkeln Augen der Jüdin schienen zu flammen, gleich Blitzen zuckten die Blicke: „Eine Flucht könnte mich retten, aber in Rußland bin ich nirgends geborgen, ich muß Rußland verlassen, wie soll mir aber dies möglich werden? Noch nie habe ich eine größere Reise unternommen, ich kenne die Welt nur aus Büchern, wie soll ich, ein schwaches Mädchen, aus Rußland kommen, ohne Hülfe, ohne Beistand?“

„Ohne Hülfe, ohne Beistand? — Habe ich Sie nicht auf dieses Mittel aufmerksam gemacht? Glauben Sie nicht von Ihrer Freundin, daß sie auch auf Hülfe und Beistand für Sie gedacht hat? Sie müssen Ruß-

land verlassen, um nicht unglücklich, und Frankreich erreichen, um glücklich zu werden."

„Aber noch sehe ich nicht ein, auf welche Art und Weise meine Flucht ausführbar ist."

„Bald sollen Sie es erfahren, hören Sie mich an. Uebermorgen früh verläßt der Graf Walther mit Familie Rußland, um nach seiner Heimath zu reisen; die Gräfin, eine Freundin von mir, kennt Ihr Unglück und will Sie retten. Als Kammermädchen der Gräfin wird es Ihnen nicht schwer werden, aus Rußland zu kommen, damit man Sie nicht verfolgt, werde ich selbst das Gerücht aussprengen, sobald Sie vermißt werden, daß Sie durch einen freiwilligen Tod wahrscheinlich Ihren Leiden ein Ende gemacht hätten. Ehe man sich von der Wahrheit dieses Gerüchtes überzeugt, sind Sie bereits in Sicherheit und melden dann von Deutschland aus Ihre gelungene Flucht."

„Wie soll ich aber ohne Legitimation nach Frankreich gelangen?"

„Der Graf Walther wird sich Ihrer annehmen und in Deutschland Ihnen die nöthigen Papiere zur Reise nach Frankreich, nach Paris verschaffen."

„Wenn ich aber auf meiner Reise in Rußland erkannt würde?"

„Dies wollen wir durch den Anzug und durch Toi-

lettenkünste verhindern. Aber noch ein wichtiger Gegenstand ist der Beachtung, der Ueberlegung werth, wie kommen Sie aus dem Hause Ihres Vaters weg, ohne bemerkt zu werden? denn die Abreise der Familie Walther muß früh geschehen, wenn Sie einen Vorsprung bei einer möglichen Verfolgung gewinnen wollen."

„Das ist sehr leicht zu bewerkstelligen, da wir mehre Schlüssel besitzen, welche das Haus schließen; in diesem Falle kann ich schon um Mitternacht das Haus meines Vaters verlassen, ich glaube sogar, daß dies das sicherste ist.

„Wenn Ihnen das möglich ist, so werde ich den Grafen bitten, daß er wenigstens des Morgens um drei Uhr abreist, vor acht, neun Uhr wird Ihre Abwesenheit im Hause Ihres Vaters nicht bewirkt, Sie erlangen dadurch einen Vorsprung, der Ihnen nicht leicht abzugewinnen sein dürfte. — Ferner ist noch ein Umstand zu erwägen, den ich jedoch beseitigen werde, Sie bedürfen auf einer solchen Reise nothwendig des Geldes, es würde Ihnen vielleicht wenig Mühe verursachen, sich durch den Verkauf einiger Pretiosen in den Besitz einer hinreichenden Summe zu setzen, doch dadurch könnten Sie sich verrathen, ich erlaube mir daher, Ihnen einige hundert Rubel zur Verfügung zu stellen, ich glaube mit fünfhundert Rubel werden Sie eine Reise nach Frankreich zurücklegen können."

Mit Thränen in den Augen sank Rebecca an den Busen ihrer Freundin. „Frau Fürstin, Ihre Freundschaft für mich ist groß, ich kann nur danken, nur weinen, doch meine Thränen mögen Ihnen ein Zeugniß sein, wie tief aus dem Herzen mein Dank quillt."

„Lassen Sie es gut sein, Rebecca, gern, von Herzen gern helfe ich Ihnen, meine Hülfe nützt ja noch einer andern Person, die mir werth und theuer ist."

„Ihre Liebe zum Grafen ist noch nicht erloschen, und dennoch sind Sie bereit, mich in seine Arme zu führen?"

„Heiß und innig liebte ich den Grafen, doch ich konnte nicht denken, nicht fühlen wie er."

„Gewiß, Frau Fürstin, Sie fühlen, Sie denken wie Graf Dumont, in Ihnen wohnt eine große, eine edle Seele."

„Liebes Mädchen, Sie täuschen sich, was Sie groß, was Sie edel nennen, ist nichts als eigenes Interesse, ist Egoismus. Ich kann den Grafen nicht besitzen, aber ich gönne ihn auch Niemandem als Ihnen, Sie sind seiner werth, nur Ihnen soll er werden. — Doch, wozu dieses Gespräch, nehmen wir an, wir stehen uns gegenseitig aus Menschenpflicht bei, so schwindet gleich der Nimbus der großartigsten Handlung, denn die Pflicht gebeut uns, so zu handeln. — Nun noch ein Wort über

die Vorbereitungen zu Ihrer Flucht. Ihr rechtmäßiges Eigenthum, z. B. Pretiosen, Juwelen oder sonst Dinge von Werth, dürfen Sie ruhig aus Ihres Vaters Wohnung mitnehmen, bringen Sie mir diese Gegenstände, ich werde Ihnen meine Chatoulle zum Andenken an mich mitgeben und diese Gegenstände darin verwahren."

„Obwol es keines Andenkens bedarf, mich Ihrer stets zu erinnern, da ihr Bild mit Flammenzügen in meiner Brust steht, so nehme ich ein solches gern an, wenn Sie auch mir gestatten, Ihnen ein solches überreichen zu dürfen. Dies Medaillon, das eine Locke enthält, welche mir meine Mutter, als ich noch ein Kind war, vom Haupte schnitt und hier einlegte, mag Sie, hohe Frau, mitunter an die arme Jüdin erinnern." Bei diesen Worten nahm sie ein kleines Medaillon vom Halse und überreichte es der Fürstin.

Gern nehme ich dies Geschenk von Ihnen an, es soll mir ein Andenken unserer Freundschaft sein. Doch nun mahne ich selbst an eine Trennung, treffen Sie Anstalten, aber vorsichtig, daß Sie übermorgen bereit sind, die Reise aus Rußland unternehmen zu können. Für eine passende Kleidung werde ich sorgen, die Gräfin Walther wird mir einen Anzug ihres Kammermädchens senden, dieser wird Ihnen ziemlich passen, einige Striche

mit Schminke in Ihr schönes Gesicht werden Sie vor dem Erkennen sichern."

„Frau Fürstin, ich eile nach Hause, um Ihre Rathschläge in jeder Hinsicht zu befolgen, doch heute und morgen werde ich mir noch die Freiheit nehmen, Sie zu besuchen, um mit Ihnen noch einige Male sprechen zu können, um mich noch einige Male in den Armen der Freundschaft wohl zu befinden, bald kann ich es nicht mehr, vielleicht ist es das letzte Mal." Ein Thränenstrom erstickte die Stimme der schönen Jüdin.

„Beruhigen Sie sich mein Kind, wer weiß, ob wir uns nicht noch ein Mal wiedersehen, hemmen Sie Ihre Thränen und begeben Sie sich dann nach Hause, bedenken Sie aber, daß der leiseste Verdacht unsern Plan vereiteln kann, darum rathe ich Ihnen noch ein Mal die größte Vorsicht an."

Die Freundinnen trennten sich unter herzlichem Abschied; bald erreichte Rebecca ihres Vaters Wohnung. Sie eilte auf ihr Zimmer, um ungestört zu sein, doch nicht lange sollte sie ihren Gedanken nachhängen. Jussuf ließ seine Tochter zu sich rufen.

Rebecca folgte des Vaters Befehl.

Freundlich empfing der Vater die Tochter, er stand auf und ging nach einem Tisch, welcher in der Ecke des Zimmers stand, auf welchem mehre Gegenstände verdeckt

lagen: „Sieh mal, mein Kind, wie aufmerksam Myrow gegen Dich ist, alle diese prachtvollen Gegenstände sind Dein." Er zog das Tuch ab, mit welchem die Geschenke bedeckt waren, und eine Auswahl der herrlichsten, kostbarsten Sachen zeigte sich dem Auge Rebecca's.

Mit gleichgültigem Blick überflog Rebecca die Gegenstände, ohne auch nur einen einzigen einer besondern Besichtigung zu würdigen, dann erwiderte sie kalt: „Um sich Liebe zu erkaufen, scheint mir der Preis dieser Gegenstände hoch genug, aber Achtung ist noch höher im Preise."

„Du wirst Myrow auch achten lernen, wenn Du ihn kennen lernst."

„Vielleicht würde ich ihn mehr achten, wenn ich ihn nicht kennen lernte."

Obgleich Rebecca's Widerwillen und Abneigung gegen Myrow sich deutlich kund gab, war Jussuf doch mit seiner Tochter Aufnahme von Myrow's Geschenken zufrieden, da er von ihr keine Weigerung der Annahme erhielt: „Glaube mir, Rebecca, in wenigen Monaten wirst Du Dich an Myrow gewöhnt haben; er wird gewiß Alles aufbieten, Dir das Leben angenehm zu machen, jeden Wunsch wird er Dir erfüllen, glaube mir, eine bessere Parthie hättest Du nicht machen können."

„Wohl mir, wenn Deine Prophezeihung eintrifft."

„Hast Du vielleicht noch einen Wunsch?"

„Nein, Vater, ich wüßte keinen, den Du mir erfüllen könntest. — Doch einen, gewähre mir die Bitte, sage Myrow, daß er mir die wenige Zeit, welche ich noch mein nennen darf, nicht kürzt, daß er mir diese Zeit läßt, meinen Betrachtungen nachzuhängen."

„Dieser Wunsch sei Dir erfüllt, Du sollst die Tage bis zur Vermählung ganz nach Deiner Willkühr verwenden können, ich verspreche es Dir."

„So laß mich jetzt auf mein Zimmer zurückgehen."

„Thu' nach Gefallen, mein Kind, jetzt bist Du meine liebe Rebecca wieder."

Rebecca entfernte sich, Jussufs freundlicher Blick folgte ihr.

Die beiden Tage, welche Rebecca noch als ihr Eigenthum betrachten durfte, waren zu Ende, der Abend rückte heran, Jussuf und Myrow unterhielten sich von der bevorstehenden Verbindung, von der Einrichtung und dergleichen mehr. Myrow war glücklich, er sah sich am Ziele seiner Wünsche, denn nur der kommende Tag lag noch zwischen seiner Verbindung mit Rebecca, der kommende Tag war die Vorfeier zu dem Feste, bald war er der Gatte Rebecca's.

Die schöne Jüdin saß auf ihrem Zimmer, ihr Köpfchen durchkreuzten ganz andere Gedanken, sie überlegte

noch ein Mal ihr Vorhaben, es that ihr weh, den Vater verlassen zu müssen, und doch wußte sie kein anderes Mittel. Sie bat Gott um seinen Segen zum Gelingen ihres Unternehmens und blieb angekleidet in ihrem Zimmer sitzen, um die Stunde abzuwarten, wo sie hoffen durfte, daß ihr Vater und die Haushälterin schliefen, damit sie unbemerkt sich entfernen konnte; einen Schlüssel zum Oeffnen des Hauses hatte sie sich besorgt, was sie noch mitzunehmen gedachte, sich bereit gelegt, sie erwartete die Mitternachtstunde.

Jussuf entließ endlich den glücklichen Bräutigam, bald darauf suchte er sein Lager und schlief sanft ein, denn seine Wünsche sollten sich nun erfüllen.

Noch wartete Rebecca der Mitternachtstunde, ihr Herz begann mit jeder Minute lauter zu klopfen, da tönte die Scheidestunde, der neue Tag begann. Leise erhob sich Rebecca von ihrem Sitze, warf den warmen Mantel über und schlich sich leise über den Vorsaal, als sie vor des alten Jussuf Zimmer stand, flossen ihre Thränen, — es war der Abschied der Tochter vom Vater.

Behutsam schlich sie die Treppen hinab und öffnete leise und vorsichtig die Hausthür, ehe sie hinaustrat, blickte sie sich erst scheu um, ob Niemand auf der Straße sei, der sie bemerken könnte, doch Alles war still und ruhig, Moskau schien ausgestorben. Rebecca schlüpfte

aus der Thür, verschloß diese und eilte nach dem Palast der Fürstin.

Glücklich erreichte sie denselben, die Zofe der Fürstin war eingeweiht in das Geheimniß und hatte die Ankunft der Jüdin erwartet. Sobald sie die Gestalt auf den Palast zueilen sah, ging sie hinunter, öffnete die Thür und ließ Rebecca eintreten.

Als die Zofe den Eingang verschlossen, begaben sich Beide hinauf zur Fürstin, welche mit unverkennbarer Freude ihre Freundin empfing.

Jetzt ging die Arbeit an, Rebecca mußte sich umkleiden, ein Anzug des Kammermädchens der Gräfin Walther umfing bald die schönen Formen der Jüdin, sie nahm sich recht gut in dem einfachen Anzuge aus, doch das Gesicht derselben sprach der Kleidung Hohn. Die Fürstin wußte auch hier Rath, eine Toilette wurde herbeigeschafft und die Fürstin selbst versuchte es, das Gesicht der Jüdin durch die Künste der Toilette, durch verschiedene Schminken zu verstellen.

Auch dies gelang vollkommen, die schöne Jüdin war ein ganz nettes Kammermädchen geworden, so leicht sollte sie Niemand erkennen.

Nun wurde es aber Zeit, aufzubrechen und sich nach dem Hôtel des Grafen Walther zu begeben, damit die Reise bald vor sich gehen konnte. Um kein Aufsehen zu er=

regen, gingen die Fürstin und die Jüdin voraus, einige Minuten später folgte der Fürstin Zofe.

Das Hôtel, welches Graf Walther mit Familie, seiner Gemahlin und einer zwölfjährigen Tochter, bewohnte, war offen, der Reisewagen stand schon gepackt im Thorwege des Hôtels.

Die Fürstin eilte mit der Jüdin hinauf in des Grafen Zimmer, wo schon Alle reisefertig der Ankunft der beiden Freundinnen harrten. Der Graf, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, empfing die Jüdin sehr freundlich und versprach ihr allen Beistand, trieb aber selbst zur Eile, damit sie bei einer möglichen Verfolgung einen Vorsprung gewönnen. Die Gräfin, eine Frau, in der letzten Hälfte der dreißig stehend, war die Güte und Freundlichkeit selbst, Rebecca hätte keine bessere Dame finden können, wenn sie wirklich das gewesen, was sie jetzt vorzustellen gezwungen war.

Der Graf zog die Klingel und gab dem eintretenden Kellner den Befehl, sogleich anspannen zu lassen, dieser entfernte sich.

Während der Zeit hatte sich auch die Zofe der Fürstin eingefunden, welche die Chatoulle Rebecca's trug, das Geschenk der Fürstin. Dieselbe enthielt den Schmuck Rebecca's und fünfhundert Silberrubel, welche die Fürstin

der Jüdin mit hineingelegt, damit diese nicht in Verlegenheit auf der Reise kommen möchte.

Jetzt war angespannt und die Reisenden begaben sich hinunter nach dem Wagen, um einzusteigen. Der Abschied war ein schwerer, die Fürstin kannte keinen Rangunterschied mehr, sie lag in den Armen der Freundin, mit heißen Küssen bedeckte sie Rebecca's Gesicht. Auch die Jüdin vergoß heiße Thränen, sie fühlte den Schmerz der Trennung. Noch lange hätte die Fürstin die Jüdin umschlungen gehalten, wenn der Graf nicht sanft zum Aufbruch gemahnt hätte.

Noch eine Umarmung und der Graf drängte Gattin und Kind, dann auch die Jüdin in den Wagen. Der Graf küßte der Fürstin die Hand und verschwand, dem Führer nochmals Eile anbefehlend. Der Wagen rollte durch die Straßen Moskaus, bald war er den Blicken der Fürstin entschwunden, nur das Rollen desselben war noch eine Weile in der Stille der Nacht hörbar, doch zuletzt wurde es schwächer und schwächer — Alles war still. —

Die Fürstin stand noch immer ruhig und sah in das Dunkel der Nacht, die Zofe weckte sie aus ihren Betrachtungen, indem sie die Fürstin besorgt anredete: „Frau Fürstin, die Nachtluft ist rauh, wollen Sie nicht den Rückweg antreten?"

Wie aus einem Schlummer erwachend, starrte die Fürstin die Zofe an, dann schritt sie denselben Weg nach ihrem Palast zurück, ohne ein Wort zu sprechen.

IX.

Der Morgen brach an. Jussuf erwachte, gestärkt durch süßen Schlummer, fröhlich und heiter, denn nur noch der heutige Tag lag zwischen der Erfüllung seines sehnlichen Wunsches, sein Kind mit Myrow verbunden zu sehen.

Die Haushälterin erschien und brachte ihrem Herrn den Kaffee nebst Frühstück, Jussuf erkundigte sich nach seiner Tochter und erhielt zur Antwort, daß sie wol noch schlafen müsse, da in ihrem Zimmer noch nichts hörbar sei. Der alte Jussuf begnügte sich mit dieser Antwort.

Es konnte zehn Uhr des Morgens sein, da erschien Jussufs Freund, der glückliche Bräutigam; mit heiterem Blick empfing ihn Jussuf, ihn beglückwünschend, indem er sagte: „Ihr seid ein glücklicher Mann, denn ohne die geringste Mühe bezwingt Ihr meiner Tochter Abneigung, ihre Unruhe legt sich mehr und mehr. Denkt

Euch, Myrow, meine Tochter schläft an der Vorfeier ihres Hochzeittages ruhig bis diesen Augenblick; doch nun mag sie erwachen, oder wenn sie schon munter sein sollte, zu uns herüber kommen."

Aengstlich, daß Rebecca nicht gut gelaunt sein könnte, entgegnete Myrow: „Laßt Eure Tochter nur gewähren, sie wird schon selbst kommen, Euch zu begrüßen, wenn sie Toilette gemacht hat."

„Nein, nein, Rebecchen muß jetzt kommen, es wird Zeit, verlaßt Euch ganz auf mich, Ihr riskirt dabei nichts, ihre Abneigung hat sich schon bedeutend gehoben."

Jussuf klingelte und befahl der Haushälterin, Rebecca hierher zu rufen, diese entfernte sich. Die beiden Freunde waren im traulichen Gespräch begriffen, als die Haushälterin hereinstürzte, todtenbleich, zitternd an allen Gliedern.

Die Männer entsetzten sich über der Haushälterin erschrockenes Aussehen, endlich fragte Jussuf mit bebender Stimme die noch immer schweigende Alte: „Was giebt es, wo ist Rebecca?"

„Fort!" war die Antwort der Alten.

„Fort?" wiederholten Jussuf und Myrow.

„Das Zimmer des Fräuleins ist leer, das Bett unangerührt, Mantel und Hut sind auch nicht vorhanden, Rebecca ist verschwunden," jammerte die Alte.

„Wir wollen selbst nachsehen, kommt Myrow," sagte Jussuf, sich männlich zeigen wollend, während er fast mehr zitterte, als die Alte.

Alle Drei eilten nach Rebecca's Zimmer, — es war, wie die Alte gesagt, Rebecca war verschwunden, keine Spur, was aus ihr geworden, vorhanden, Alles im Zimmer in der größten Ordnung, nicht das Geringste, außer ihrer Bekleidung, fehlte.

In Jussufs Seele tauchten finstere Gedanken auf, doch noch unterdrückte er dieselben.

„Was sollen wir nun beginnen, wo sollen wir Rebecca suchen, ist sie entflohen oder —" Jussuf endete nicht, er blickte fragend seinen Freund an.

„Wir müssen Alles aufbieten, um nur erst eine Spur der Verschwundenen zu entdecken," nahm Myrow das Wort; „wir müssen rücksichtslos handeln, eine Anzeige an die Polizei muß das erste sein, was wir thun, dann wollen wir überall selbst Erkundigungen einziehen, halt! vielleicht weiß die Fürstin Z. um Rebecca, während ich eine Anzeige auf der Polizei mache, erkundigt Ihr Euch bei der Fürstin, wir treffen uns hier wieder." Ohne die Antwort Jussufs abzuwarten, stürzte Myrow, der unglückliche Bräutigam, fort nach der Polizei.

Mechanisch zog Jussuf den Rock an, nahm den Mantel um und wankte nach der Fürstin Palaste.

Der Fürstin that es weh, den alten Mann belügen zu müssen, aber sie konnte nicht anders, sie wußte angeblich nichts von Rebecca. Jussuf fürchtete das Schrecklichste.

Er kehrte zurück, Myrow erwartete ihn. „Bringt Ihr Nachricht über Rebecca?" schrie der Bräutigam dem Vater entgegen.

Jussuf schüttelte traurig das Haupt und murmelte: „Nein!"

„So müssen wir Nachforschungen anstellen, ob Niemand sie gesehen, die Polizei muß in Allarm gesetzt werden, ich will noch einmal nach der Polizei; wer uns Nachricht über Rebecca bringt, soll eine Belohnung erhalten, Geld wirkt Wunder."

„Thut, was Euch gut dünkt, Myrow, ich bin mit Euren Anordnungen zufrieden, ich weiß ja, Ihr mögt meine Tochter auch nicht verlieren."

Myrow antwortete nicht, sondern stürzte fort, er verhieß demjenigen, der ihm oder Jussuf Nachricht über Rebecca brächte, eine Belohnung von fünfzig Silberrubel. Dies Mittel schlug an, die Polizei bot Alles auf, um etwas zu entdecken, alle entbehrlichen Mannschaften wurden sogleich zur Entdeckung ausgesandt; es war vergebens.

Nachdem Myrow sich überzeugt hatte, daß die ge-

eigneten Maßregeln ergriffen worden, welche eine Entdeckung Rebecca's herbeiführen konnten, begab er sich wieder nach Jussufs Wohnung, um mit diesem noch ein Mal zu besprechen, was wol das geeignetste sei, was sie beginnen sollten.

Jussuf war nicht vermögend, einen Gedanken zu fassen, er überließ Myrow Alles, jede getroffene Maßregel desselben nannte er gut, ihm galt Alles gleich.

Noch ein Mal begaben sich Jussuf und Myrow nach Rebecca's Zimmer, vielleicht fanden Sie doch eine Spur, welche zur Entdeckung führen konnte. Alle Mühe, alles Nachforschen vergebens.

Da fiel Myrow's Aufmerksamkeit auf einen Umstand, der vielleicht zur Entdeckung führen konnte, Rebecca's Bett war unangerührt, sie konnte auch schon die Nacht entflohen sein. Er theilte Jussuf seine Ansicht mit.

Wiederum eilte Myrow fort auf die Polizei und ließ sich ein Verzeichniß der Wächter geben, welchen die Bewachung des Theils der Stadt anvertraut war, in welchem Jussuf wohnte. Als Myrow dies Verzeichniß mit angegebenen Wohnungen der Wächter erhielt, nahm er eine Droschke und fuhr selbst in die entfernten Stadttheile, wo diese wohnten; er erfuhr nichts Bestimmtes, Einige sagten ihm zwar, daß einige Frauenzimmer in der verflossenen Nacht in einigen Straßen bemerkt wor-

den wären, ob aber dabei die schöne Jüdin gewesen, könnten sie nicht behaupten.

Endlich erfuhr er auch bei einem der Wächter, daß ein Wagen diese Nacht abgefahren sei, wie es geschienen, aus einem Hôtel der Rajoschkajastraße.

Myrow ließ im Trabe dahin fahren und fragte in den Hôtels nach, ob die vergangene Nacht ein Wagen abgefahren sei? Er fragte mehrmals vergebens, endlich erfuhr er in dem einen, der Graf Walther mit Familie sei nach Deutschland abgereist und erfuhr auch, daß die Fürstin Z. diese Nacht hier gewesen sei, um von der Gräfin Abschied zu nehmen.

Um Mitternacht die Fürstin Z. hier im Hôtel um Abschied von der Gräfin zu nehmen, das schien ihm verdächtig. Die Fürstin war seit kurzer Zeit Rebecca's Freundin, Rebecca war wahrscheinlich diese Nacht verschwunden, die Fürstin um Mitternacht mit ihrem Kammermädchen in dem entfernten Hôtel, er mußte sich darüber Gewißheit verschaffen. Er stieg in seine Droschke und befahl dem Wagenlenker nach dem Palast der Fürstin Z. zu fahren; bald darauf hielt der Wagen vor dem Palaste der Fürstin.

Sogleich ließ sich Myrow bei der Fürstin anmelden.

Die Fürstin ahnte des Kaufmanns Anliegen, denn

durch Rebecca wußte sie, daß Myrow der ihr aufgezwungene Bräutigam war.

Freundlich empfing ihn die Fürstin. „Was führt Sie zu mir?" fragte sie den Eintretenden, den sie persönlich kannte, da sie ihre Luxusartikel durch ihn bezog.

Mit jüdischer Demuth entgegnete der Kaufmann: „Frau Fürstin, Sie entschuldigen, daß ich es wage, im Auftrage Jussufs noch einmal Sie zu belästigen. Daß Rebecca, Jussufs Tochter, diese Nacht verschwunden ist, wissen Sie, hohe Frau, schon durch Jussuf, welcher bei Ihnen nach seiner Tochter gefragt, ich habe aber eine Bemerkung, eine Entdeckung gemacht, die mir zu weitern Forschungen behülflich sein kann." Er fuhr ruhig fort in seiner Rede, beobachtete aber die Fürstin sehr genau: „Diese Nacht ist Graf Walther mit Familie nach Deutschland abgereist, die Frau Fürstin waren auch diese Nacht in jenem Hôtel, um Abschied von der hohen Familie Walther zu nehmen, ich —"

Die Fürstin bemerkte des schlauen Juden Absicht, seine forschenden Blicke waren ihr nicht entgangen; um ihn in weitern Betrachtungen zu stören, unterbrach sie ihn mit etwas unwilligem Tone: „Was soll aber dies Alles heißen, fast scheint es, als ob Sie mich inquiriren wollen; haben Sie ein Anliegen, so bitte ich Sie, sich kurz zu fassen."

Der Jude fand seinen Verdacht durch nichts bestätigt, doch konnte er sich nicht entschließen, denselben ganz aufzugeben; mit kriechender Höflichkeit fuhr er fort: „Ich wollte nur bei Eurer fürstlichen Durchlaucht anfragen, ob Sie vielleicht eine Spur von Rebecca's Verschwinden hätten?"

„Schon habe ich dem Vater dieses Mädchens mitgetheilt, daß ich nichts über das Verschwinden sagen kann, obgleich mich dies Ereigniß ebenso überrascht hat, wie Sie. Gestern war sie noch bei mir; eine kleine Aufregung abgerechnet, fand ich sie wohler und munterer wie gewöhnlich. Dies ist Alles, was ich Ihnen mittheilen kann."

Myrow sah ein, daß längeres Fragen unnütz sei und entfernte sich unter außerordentlichen Verbeugungen. Vor der Thür des Palastes überlegte er einen Augenblick, dann warf er sich in die Droschke und fuhr nach Jussufs Wohnung.

Er ging in des alten Jussuf Zimmer und fand diesen im eifrigsten Beten. In der Ecke des halbdunkeln Zimmers stand der betrübte Vater und murmelte halblaut seine Gebete, sich oftmals an die Brust und die Stirn schlagend, er rief den Gott seiner Väter um Hülfe und Beistand an, ihn wieder in den Besitz seiner Tochter zu bringen, er versprach alles Mögliche, gleich-

sam als wollte er den Gott seiner Väter dadurch bestechen.

Den Eintritt Myrow's hatte Jussuf nicht bemerkt, dieser gab seine Gegenwart durch mehrmaliges Räuspern kund. Da bemerkte es endlich Jussuf und seinen Betriemen bei Seite werfend, fragte er denselben: „Nun, bringt Ihr Kunde von meinem Kinde?"

„Noch habe ich keine Sicherheit über die Gewißheit meiner Entdeckung, doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß Rebecca uns entwischt ist; wie mir scheint, ist die Fürstin Z. mit im Complott und wir sind betrogen."

„Also wäre mein Kind dennoch für mich verloren, verloren für den Glauben unserer Väter, verloren durch mich, verloren durch Euch."

„Alter Jussuf, seid ein Mann, was nützen Klagen, hier gilt es zu handeln, rasch zu handeln. Geht mit mir nach der Polizei, laßt einen Verhaftsbefehl gegen Eure Tochter ausfertigen, mit diesem senden wir einen Mann nach, möglich, daß wir sie noch einholen lassen können, ehe sie Rußland verläßt."

Die Möglichkeit, seine Tochter wieder zu erhalten, ließ den alten Jussuf auch diese Maßregel gut finden, sie eilten nach der Polizei, um einen Verhaftsbefehl auszuwirken. Der Abend war angebrochen, die Straßen wurden hin und wieder schon durch Laternen erleuchtet.

Jussuf erhielt bald einen Verhaftsbefehl, sowie auch einen Polizeibeamteten, welcher die Verhaftung vornehmen sollte. Ehe der Beamtete seine Reise antrat, vergingen auch noch einige Stunden; als endlich derselbe sich zur Verfolgung Rebecca's anschickte, war es beinahe zehn Uhr Abends. — Rebecca hatte einen Vorsprung von zwanzig Stunden.

Der Vater mit seinem Schwiegersohn in spe hatten die Abreise des Polizeibeamteten erst abgewartet, dann begleitete Myrow Jussuf nach Hause, vor Jussufs Wohnung trennten sich die Freunde, der Letztere trat in seine Wohnung und Myrow eilte ebenfalls nach Hause, seit dem Morgen war er noch nicht ein Mal zurückgekehrt. Man erwartete ihn ängstlich, bald glaubten seine Leute selbst, es sei ihm ein Unglück zugestoßen, doch endlich kehrte er zurück, aber in keiner angenehmen Stimmung.

X.

Während Jussuf in Moskau Alles aufbot, seine Tochter wieder zu erhalten, entfernte sich diese mehr und

mehr von ihrer Vaterstadt, immer näher und näher kamen die Reisenden der Grenze.

Als die Familie Walther von Moskau abfuhr, war es in dem Wagen außerordentlich still, denn Jedes hing seinen eigenen Gedanken nach, die Stille wurde höchstens unterbrochen durch eine Frage der Tochter des Grafen welche darin bestand, ob es nicht bald hell werde, ob sie nicht bald in ein Hôtel kämen, sie möchte Kaffee trinken, oder auch, ob sie nicht bald an's Wasser kämen? Die erste dieser Fragen wurde bald erledigt, der junge Tag verkündigte seine Ankunft durch die vorausgehende, anbrechende Dämmerung, immer heller und heller wurde es, endlich konnte man alle Gegenstände erkennen und bald darauf die Gesichtszüge der im Wagen Sitzenden deutlich unterscheiden und beobachten.

Damit die Tochter des Grafen nicht zur Verrätherin des Geheimnisses der Jüdin werde, hatte man dieser gesagt, die mitfahrende Person sei ein neues Kammermädchen, Feodora mit Namen; die kleine Sidonie glaubte es natürlich, hatte auch Feodora schon recht liebgewonnen, obschon sie dieselbe nur beim Einsteigen in den Wagen gesehen.

Auf ein Mal fing die kleine Sidonie laut zu lachen an und sagte: „Papa, Mama, Feodora hat sich noch nicht gewaschen, Feodora sieht recht närrisch aus."

Der Graf, durch seines Kindes Ausruf aufmerksam gemacht, so wie auch die Gräfin, sahen nach Rebecca hin und stimmten herzlich in das Gelächter ein. Rebecca war ganz verlegen.

Schnell zog der Graf einen Spiegel aus der Tasche und sagte zur Jüdin: „Feodora, besehen Sie sich ein Mal im Spiegel!“

Rebecca hielt den Spiegel vor's Gesicht und brach ebenfalls in ein Lachen aus, sie sah sich in dem Spiegel und bemerkte, daß die mühevolle Arbeit der Fürstin ganz zerstört war, nämlich die Toilettenkunst. Durch die eigenen, sowie der Fürstin Thränen und Küsse war die Schminke von Rebecca's Gesicht fast ganz verwischt und die Thränen hatten Furchen gebildet, sodaß Rebecca ein wirklich lächerliches Ansehen bekommen hatte.

Als man sich endlich von dem allgemeinen Gelächter erholt hatte, sagte der Graf: „Wischen Sie sich nur vollends rein ab, ich glaube nicht, daß Sie in dieser Verkleidung erkannt werden, Sie haben sich eine unnöthige Mühe gemacht.“ Der Graf selbst bot ihr sein seidenes buntes Taschentuch zu diesem Zweck an, welches Anerbieten sie auch annahm, da sie sonst ihr weißes Battisttuch in ein rothes verwandelt haben würde.

Endlich hatte sie sich von der Schminke befreit und Sidonie betrachtete nun noch ein Mal aufmerksam die

Jüdin, dann rief sie freudig aus: „Ei Papa und Mama, Feodora gefällt mir besser als die andere, Feodora soll immer bei uns bleiben.“

Die Gräfin entgegnete ihrer Tochter: „Wenn Feodora immer bei uns bleiben will, so kann sie es thun, aber ich glaube es nicht.“

Der Graf und die Gräfin hatten jetzt auch Muße, die schöne Jüdin zu betrachten und fanden, daß selbst in dem bescheidenen Anzuge ihr Gesichtchen nicht seines Gleichen finden dürfte, und dabei die hohe Bildung, das tiefe Gefühl des Mädchens; die beiden Ehegatten blickten sich an, sie verstanden sich, denn ihr Blick sagte, daß sie keine angenehmere Reisegesellschafterin hätten finden können.

Die Reise ging glücklich von Statten, kein Hinderniß legte sich den Reisenden in den Weg, daß einzige, wovor Rebecca bangte, war, daß die Reise die Gräfin oder deren Kind zu sehr anstrengen möchte und eine Frist zur Erholung nöthig werden dürfte, dann war sie verloren.

Allerdings war die Reise anstrengend, aber die Gräfin hatte ihrer Freundin, der Fürstin Z., versprochen, Rebecca zu retten, sie wollte ihr Wort halten. Tag und Nacht ging es unaufhaltsam vorwärts, die Gräfin selbst trieb zur Eile, Rebecca's dankbarer Blick belohnte sie da-

für. Um die kleine Sidonie zu beschwichtigen, bedurfte es nichts, als daß Rebecca sie auf ihren Schooß nahm, dann vergaß die kleine Reisende Alles: denn ihre Feodora war ihre Freundin.

Endlich nach mehrtägiger Fahrt, die Nächte nicht ausgenommen, erreichten die eilenden Passagiere Riga, Graf Walther ließ sich mit seiner Familie nach einem der ersten Hôtels fahren; dort angelangt, war die erste Frage nach dem zunächst abgehenden Dampfschiff. Dasselbe ging erst in fünf Stunden ab.

Rebecca zitterte bei dem Gedanken, noch fünf Stunden unthätig in Rußland zu verbringen, indem sie fürchtete, in dieser Zeit könnte Nachricht aus Moskau hierher gelangen und sie dadurch in Gefahr kommen, erkannt und ausgeliefert zu werden.

Graf Walther tröstete sie und machte ihr begreiflich, daß sie in seiner Begleitung weniger zu fürchten habe: denn in dem Kammermädchen der Gräfin Walther werde Niemand die schöne Jüdin Moskau's vermuthen. Rebecca gebot ihrem klopfenden Herzen Ruhe, es half nichts, sie mußte erwarten, was das Schicksal über sie verhängen werde.

In diesem Augenblick brachte der Kellner einen guten Imbiß und nach einem tüchtigen Mittagsmahle sehnten

sich Alle, denn auf der Reise von Moskau bis Riga gab es nur schmale Bissen.

Nachdem die Tafel zu Ende, schlug der Graf den Damen vor, noch einige Stunden sich zu pflegen, er werde einstweilen Alles nach dem Schiff besorgen lassen, damit nachher kein Aufenthalt sei. Dieser Vorschlag fand Anklang, besonders bei der Gräfin, welche erst jetzt die Erschöpfung fühlte; auch Rebecca war ermattet, aber die Angst, entdeckt zu werden, ließ sie nicht nach Ruhe begehren.

Diese fünf Stunden wurden Rebecca zu einer Ewigkeit, endlich kehrte der Graf zurück und brachte die erfreuliche Nachricht für Rebecca, daß in einer halben Stunde das Schiff abgehen werde. Mit freudigen, von Thränen erglänzenden Blicken dankte Rebecca dem Grafen für diese Nachricht. Ein Wagen brachte die Familie des Grafen, sowie Rebecca und das wirkliche Kammermädchen der Gräfin nach dem Hafen. Eine halbe Stunde später brauste der Dampfer hinaus aus dem Hafen in die offene See. Rebecca schickte ein Dankgebet empor zum Höchsten, denn nun war sie gerettet, jetzt konnten sie nur die Elemente verunglücken lassen, doch selbst ein Sturm hätte den Dampfer nicht nach dem russischen Hafen zurückgeführt, sondern derselbe hätte eine Insel

zu seinem Asyl erwählt. Doch nichts von allen dem ereignete sich, der Dampfer erreichte ohne Unfall Lübeck.

Wäre das Dampfschiff, welches Rebecca nach Lübeck führte, eine halbe Stunde später abgegangen, so wäre Rebecca wahrscheinlich noch auf dem Schiffe verhaftet worden, denn kaum war der Dampfer eine halbe Stunde ausgelaufen, als der Moskauer Polizeibeamtete im Hafen erschien, sich nach den abgehenden Schiffen erkundigte, allein, das Schiff, welches er suchte, war bereits abgegangen. Man mußte dem Beamteten übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hatte seine Pflicht erfüllt, des Grafen Wagen war ihm zwanzig Stunden voraus gewesen, er hatte von diesem Vorsprung dem Grafen fünfzehn Stunden abgewonnen, trotzdem kam er aber eine halbe Stunde zu spät.

Da der Beamtete nichts zum Verhaften vorfand, reiste er natürlich wieder zurück; ob er aber die Reise zurück mit derselben Schnelligkeit zurücklegte, dürfte etwas in Zweifel zu ziehen sein.

Graf Walther mit Familie und Rebecca erreichten Lübeck ohne Unfall, da der Graf jedoch längere Zeit in Hamburg bleiben wollte, so hielten sich die Reisenden nur einige Stunden in Lübeck auf und reisten dann gleich weiter nach Hamburg, welche Stadt sie ebenfalls glücklich erreichten.

In Hamburg angekommen war es des Grafen erster Weg, sich wegen seiner anvertrauten Reisegefährtin umzuschauen, auf welche Art und Weise für sie in Hinsicht einer hinreichenden Legitimation etwas zu thun sei. — Bald hatte er, was er für die Jüdin brauchte, er eilte froh damit nach Hause, d. h. nach dem Hôtel, wo er abgestiegen.

Die Gräfin bat die Jüdin, noch einige Zeit bei ihr zu bleiben, doch Rebecca hatte nirgend Ruhe, es zog sie nach Frankreich, aus Dankbarkeit blieb sie jedoch einige Tage noch in Hamburg, welche Verzögerung wol auch für die erschöpften Kräfte ihres angestrengten Körpers nöthig und zweckdienlich schien.

Die Fürstin Z. hatte mit wahrhaft mütterlicher Aufmerksamkeit für ihre Freundin gesorgt, sogar einen Koffer mit Kleidern der Fürstin hatte Graf Walther mitnehmen müssen, damit Rebecca sich in Deutschland und Frankreich standesgemäß zeigen konnte, ohne deßwegen erst Ausgaben zu haben. Der Koffer war übrigens äußerst fürstlich gepackt, denn Wäsche und Atlaskleider lagen in schönster Harmonie durcheinander, das Verpacken hatte die Fürstin und ihre Zofe sicher nicht erfunden.

Rebecca weinte Thränen der Wehmuth, als sie der Fürstin Fürsorge sah, es war die Fürstin eine Freundin, wahr und treu, wie sie selten zu finden; man denke sich

die Ueberwindung einer liebenden Frau, die Nebenbuhlerin selbst in die Arme des Geliebten zu führen, die Fürstin that es mit edler Aufopferung. Rebecca's Thränen waren daher ein wohlverdienter Tribut, die Fürstin war bei allem Leichtsinn dennoch ein edler, ein großer Charakter.

Die Jüdin genügte nun erst ihren Pflichten, sie schrieb an ihren Vater und an die Fürstin; daß der Brief an Letztere gewiß ein umfangreicher gewesen, bedarf keiner Versicherung, die Freundinnen hatten sich viel, sehr viel mitzutheilen. Doch auch der Brief an Jussuf, ihren Vater, war nicht unbedeutend zu nennen, da sie in demselben ihren Schritt so viel als möglich zu rechtfertigen suchte und denselben um Vergebung bat. Sie schrieb dem Vater, daß sie Alles überlegt habe, ehe sie diesen Schritt gethan, doch es sei ihr nichts Anderes übrig geblieben, hätte sie nicht in ihr Verderben sich stürzen wollen. Sie schrieb so rührend, sie bat so süß, ihr Vater mußte ein Herz von Stein haben, wenn er seiner Tochter fluchen konnte. Nach mehren Stunden hatte sie ihre Briefe beendet und ließ dieselben sogleich zur Post bringen.

So glücklich sich auch Rebecca in fortwährender Gesellschaft der Walther'schen Familie zu jeder andern Zeit befunden haben würde, so wenig konnte ihr jetzt dieselbe

genügen, ihr Herz zog sie fort nach Frankreich, nach dem Lande, wo Derjenige weilte, wegen dessen sie alle Fährlichkeiten dieser Reise unternommen hatte. Die wenigen Tage, welche sie der ihr theuren Familie versprochen, waren vorüber, Rebecca ließ sich nicht mehr halten, den nächsten Morgen sollte es durch Deutschland nach Frankreich weiter gehen, und wie die Gräfin Walther auch bat, Rebecca's Herz zog zu mächtig nach Frankreich.

Nach herzlichem Abschied eilte Rebecca aus dem Hôtel des Grafen, bald darauf saß die schöne Russin im Waggon und unaufhaltsam brauste die Locomotive fort, Städte, Dörfer, Wälder und Berge flogen vorüber, Rebecca vermochte kein Bild festzuhalten.

Den andern Tag schon erreichte sie die Grenze, mit leisem, heiligem Beben setzte sie den Fuß auf französischen Boden, es durchrieselte sie ein eigenthümliches Gefühl bei dem Gedanken: Bald wirst Du Deinen Freund sehen, bald wirst Du an seiner Brust liegen.

Weiter brauste die Locomotive, näher und näher kam Rebecca der Hauptstadt Frankreichs, da erglänzten die Thürme, Paris lag vor ihren Blicken.

Völlig unbekannt in Paris, nahm sie einen Fiacre, welcher sie in ein Hôtel der Hauptstadt brachte; sobald sie daselbst angekommen, schrieb sie ein paar Zeilen, je-

doch ohne Unterschrift und ließ dieselben nach des Grafen Dumont Palast besorgen. Die Zeilen enthielten weiter nichts, als eine Bitte, sobald als möglich nach dem genannten Hôtel sich zu verfügen, da ihn daselbst Jemand erwarte, der ihm eine Nachricht aus Moskau zu bringen habe.

Robert befand sich auf seinem Zimmer, versunken in Gedanken, im Geiste bei seiner Rebecca, als ihm das Billet gebracht wurde, er erbrach dasselbe; kaum hatte er die Zeilen gelesen, als er aus dem Zimmer stürzte und nach dem bezeichneten Hôtel eilte.

Im Hôtel angelangt, frug er den Kellner nach der bezeichneten Nummer und erhielt auf seine Frage, wer daselbst wohne, die Antwort: „Eine Dame.“

Langsam stieg Robert die Treppe hinan, sich den Kopf zerbrechend, wer wol die Dame sein könnte; jetzt stand er vor der Thür des bezeichneten Zimmers, er klopfte an, ein wohlbekanntes „Herein!“ tönte ihm entgegen; war es Täuschung, war es Wahrheit, er vermochte kaum zu öffnen, zitternd that er es endlich, trat ein und — lag in den Armen seiner Rebecca.

Wer beschreibt die Freude des Wiedersehens? — Eine stumme Umarmung war Alles, wodurch die Liebenden ihre Freude, ihr Erstaunen, ihre Seligkeit ausdrückten, aber die thränenfeuchten Augen erglänzten und

sprachen lauter als Worte für die Empfindungen ihres Innern.

Endlich erhielten die Liebenden die Sprache wieder, nun ging es an ein Fragen, zur Antwort fand man gar nicht Zeit, die Fragen durchkreuzten sich, zu was bedurften auch die Liebenden einer Antwort, sie hatten sich wieder, sie sahen sich gegenseitig in die freudig erglänzenden Augen, sie waren glücklich, mehr verlangten sie nicht.

Nachdem der erste Rausch der Freude vorüber und eine stillere, seligere Freude des Wiedersehens eintrat, die Liebenden sich von ihrer freudigen Aufregung erholt hatten, erzählte Rebecca ihr Schicksal, seitdem Robert Rußland verlassen; als sie geendet, umarmte Robert noch einmal innig, herzlich seine Rebecca, dann sagte er fröhlich: „Nun, Rebecca, nun müssen Sie mir noch eine Freude gewähren, wenn Sie nicht zu sehr erschöpft von der Reise sind, Sie müssen den heutigen Tag bei meinem Onkel verbringen, wo wir auch zugleich über das Weitere sprechen wollen, was nun zu beginnen ist.

„Gern leiste ich Ihrem Wunsche Folge, aber im Reisekostüm darf ich wol nicht wagen, mich Ihrem Herrn Onkel vorzustellen, und heute bin ich nicht im Stande, eine glänzende Toilette zu machen."

„Nein, Rebecca, so wie Sie hier stehen, so will ich

Sie meinem Onkel vorstellen, mein Onkel giebt nichts auf Toilette, bei ihm gilt das Herz mehr als ein prächtiger Schmuck.

„Nun, ich bin es zufrieden, ich wage es auf Ihre Verantwortung hin."

Robert war glücklich, er zog die Klingelschnur und gab dem eintretenden Kellner den Befehl, einen Fiacre vorfahren zu lassen; nach wenig Minuten rollte der Wagen vor das Hôtel, Robert bot Rebecca seinen Arm, führte diese hinunter, Beide stiegen ein; bald darauf hielt der Wagen vor dem Palaste des Grafen.

Onkel Dumont war an's Fenster geeilt, als er einen Wagen vor dem Eingange des Palastes halten hörte, er sah seinen Neffen herausspringen, welcher dann eine Dame heraushob. Was mochte dies für ein Besuch sein, er kannte die Dame nicht.

Noch erging er sich in Vermuthungen, als sich die Thür seines Zimmers öffnete und Robert mit der Fremden am Arme eintrat. Onkel Dumont vergaß jede Begrüßung, er staunte die Fremde mit Verwunderung an.

Robert bemerkte des Onkels Erstaunen, es war ihm angenehm, daß Rebecca einen solchen Eindruck auf seinen Onkel gemacht hatte, drum stellte er ihm die Fremde mit den Worten vor: „Fräulein Rebecca Jussuf aus Moskau, Ihres Neffen Braut."

Rebecca erglühte bei diesen Worten Roberts und schlug die Augen in jungfräulicher Schaam zu Boden; der Onkel ging auf das schöne Mädchen, welches ihm eine so himmlische Erscheinung dünkte, zu, faßte freundlich ihre Hand und sagte: „Seien Sie mir herzlich willkommen, doppelt willkommen, da Sie mein Neffe mir in der Eigenschaft eines baldigen Mitgliedes unserer Familie vorgestellt hat."

Die unerwartete Art und Weise, wie Robert Rebecca seinem Onkel vorgestellt hatte, verwirrte diese dergestalt, daß sie nicht im Stande war, eine Erwiderung auf des Onkels herzlichen Empfang zu finden. Robert bemerkte Rebecca's Verlegenheit und übernahm es, statt ihrer zu sprechen.

„Lieber Onkel, Sie hätten beinahe heute noch nicht das Vergnügen gehabt, Fräulein Rebecca kennen zu lernen, da diese durchaus nicht im Reisekostüm sich Ihnen vorstellen wollte, doch da ich Sie kenne und weiß, daß Sie auf Aeußerlichkeiten nichts geben, so gelang es meiner Ueberredung, Ihnen schon heute das Vergnügen dieser Bekanntschaft zu machen."

„Mein Fräulein, ich bin schon ein alter Knabe und verstehe mich auf Toilettenkünste der Damen nicht, doch wenn Sie auch noch Kunst angewendet hätten, dann wäre es mir um meinen alten Kopf bange, den die bei

Ihnen so verschwenderische Natur schon etwas verrückt hat. Nochmals begrüße ich Sie herzlich, mögen Sie sich nur in meiner Gesellschaft wohlbefinden."

„Herr Graf," entgegnete nun Rebecca mit ihrer Silberstimme, „einer so freundlichen, herzlichen Aufnahme von Ihrer Seite durfte ich nicht entgegensehen, ich bin daher umsomehr von diesem Empfang überrascht und danke Ihnen von ganzem Herzen dafür."

„Lassen Sie den Dank bei Seite," unterbrach sie der Onkel, der seine freudige Ueberraschung über der Jüdin Schönheit offen zu erkennen gab, „den verdiene ich nicht, ich muß sogar bei Ihnen um Entschuldigung bitten, indem ich mich selbst bei Ihnen anklage, denn als mein Neffe mir von Ihnen erzählte, faßte ich ein kleines Vorurtheil gegen Sie, Sie haben es vollständig besiegt und ich wünsche nichts sehnlicher, als den Tag, der Sie mit meinem Neffen vereint, bald herannahen zu sehen, damit erst wieder die waltende Hand einer Hausfrau in unserm Hause sichtbar wird, denn wir leben jetzt hier wie in den Urwäldern Amerikas."

„Theurer Onkel, so höre ich Sie gern sprechen, doch um den erwünschten Tag bald herbeizuführen, bedarf es der Ueberlegung; wir wollen bei einem frugalen Abendbrot und einer Flasche Wein Familienrath halten, damit wir bald handeln können."

Roberts Vorschlag ward angenommen; die Zeit bis zur Abendtafel verging unter Gesprächen aller Art, endlich meldete ein Diener, daß die Tafel gedeckt sei und die kleine Tischgesellschaft begab sich nach dem Speisezimmer.

Nachdem die kleine Gesellschaft ihre Abendtafel beendet hatte, begann der Familienrath, doch bei einem solchen sind Zuhörer nicht gern gesehen, lassen wir also die Berathenden allein, das Resultat dieser Berathung erfahren wir doch noch früh genug.

XI.

Während Rebecca und Robert glücklich in Paris vereint waren, tobten in Moskau Jussuf und Myrow in ohnmächtiger Wuth, daß auch Rebecca ihnen entflohen sei, denn jetzt waren sie der Flucht Rebecca's gewiß, da ihnen dieselbe in einem Briefe von Hamburg aus die glückliche Ankunft in Deutschland meldete. Im ersten Augenblicke verwünschte Jussuf seine Tochter, daß sie ihn den alten Mann verlassen konnte, dann wandte

sich sein Zorn gegen Myrow, dem er alle Schuld dieses Ereignisses aufbürden wollte.

Ein eben aus Paris angelangter Brief an Jussuf von seiner Tochter ließ dessen Wuth den höchsten Gipfel erreichen, da Rebecca ihn in demselben benachrichtigte, daß sie in Frankreich zur katholischen Kirche übergehen würde, um mit dem Grafen Dumont vereinigt zu werden. Der alte Jussuf wurde fast kindisch vor Zorn, dann gelobte er wieder, Rebecca ein guter, ein liebender Vater zu sein, wenn sie nur zu ihm zurückkehren wolle, dann wiederum trat er in eine Ecke des Zimmers und murmelte halblaut Gebete, den Gott seiner Väter anrufend um Rache; bald wieder bat er um Wiedererlangung seiner Tochter, damit sie dem Glauben seiner Väter treu bleibe, dann raste und tobte er wieder, seiner Rebecca gräßliche Flüche nachsendend, doch Alles war umsonst, Rebecca wußte nichts von all' dem Toben und Wüthen ihres alten Vaters, der sie selbst zu diesem Schritte gezwungen.

Noch immer schritt Jussuf in seinem Zimmer auf und ab, sich vergebens mühend, eine Idee ausfindig zu machen, um sein Kind wieder zu erlangen, als Myrow bei ihm eintrat; dieser kam Jussuf gelegen, konnte er jetzt doch wenigstens an einem Wesen seinen Zorn kühlen.

Kaum konnte Myrow einen Gruß ausbringen, als

Jussuf ihm auch schon in's Wort fiel, indem er seinem Freunde einen Brief mehr entgegenwarf als überreichte, es war der Brief Rebecca's; bitter sagte Jussuf: „Da, lest, seht die Folgen Eures unseligen Plans, o, ich Thor, daß ich Euren Rath befolgte."

Myrow las den Brief, dann gab er denselben Jussuf zurück mit den Worten: „Jetzt läßt sich nichts mehr in dieser Sache thun, Rebecca ist für uns verloren, doch mir meßt die Schuld nicht bei, sondern Euch selbst."

„Wie, gabt Ihr nicht selbst den Plan an? Habt Ihr nicht contraktlich Euer Wort gegeben, Rebecca unter jeder Bedingung zu ehelichen?"

„Allerdings habe ich Euch versprochen, Rebecca zu meinem Weibe zu nehmen, doch Ihr ließt sie ja aus Eurer Wohnung entfliehen."

„Habe ich um ihre Flucht gewußt? Soll ich auch noch Vorwürfe von Euch erdulden, von Euch, der Ihr die Ursache seid, daß ich mein Kind verloren?"

„Ihr werdet jetzt selbst zum Kinde, Ihr meßt mir die Schuld bei, daß Ihr Euer Kind verloren und seid die alleinige Ursache durch Eure Härte, durch Eure Grausamkeit. Ich habe Euch gewarnt, Eure Tochter nicht hart zu behandeln, Ihr habt meiner Warnung kein Gehör gegeben, ich habe Euch gebeten, mich meines Wortes zu entbinden, habe allen Ansprüchen an Eure

Tochter entsagen wollen, Ihr habt mich nicht angehört. Nun frage ich Euch, wer ist die Ursache, daß Ihr Euer Kind verloren?"

Wüthend schrie Jussuf seinem Freunde entgegen: „Ihr und immer nur Ihr! Glaubt Ihr vielleicht mich jetzt noch zu täuschen, weil Ihr mich so lange getäuscht habt? Nein, Myrow, nein, ich durchschaue Euch, ich kenne Euch ganz, Ihr seid der Beelzebub, der mich meinem Kinde entfremdete, der mir mein Kind entriß. Ja, lacht nur und freut Euch Eures gelungenen Bubenstücks, doch fürchtet den alten Jussuf."

„Fürchten? Ich Euch fürchten? Ein Wort von mir und Ihr seid der Spott der Kinder," erwiderte höhnisch lachend Myrow, „dies Wort kann Euch zur Verzweiflung bringen, darum reizt mich nicht mehr, alter, schwacher Jussuf."

Zitternd vor Wuth und Zorn eilte Jussuf nach seinem Pulte, langte ein großes Buch aus demselben und sagte mit fürchterlicher Stimme: „Kennt Ihr dies Buch? — Das ist die Steuercontrole, welche ich im Namen des Kaisers führe, gebe ich diese zur Durchsicht, dann kommt wenigstens Einer nach Sibirien, da der Franzose mir entwischt ist, und — das seid Ihr. — Nun, junger Myrow, warum lacht Ihr denn nicht? — He, warum treibt Ihr mich denn nicht zur Verzweiflung?"

fragte Jussuf mit hähmischem Lächeln und teuflisch-stechendem Blick. „Geht auf die Straßen von Moskau und ruft aus: Die schöne Jüdin, des alten Jussuf Tochter, ist Christin geworden! Vergeßt aber nicht hinzuzufügen: Der Kaufmann Myrow hat den Kaiser um dreitausend Rubel Steuern in einem Jahre betrogen und wird nach Sibirien verbannt.“ —

Jussuf schwieg und sah triumphirend mit höhnischen Blicken auf Myrow, welcher ebenfalls schweigend dastand, endlich hatte der verschmitzte Jude sich auf eine List besonnen und entgegnete mit erzwungenem Lachen: „Sind wir doch Beide Narren, daß wir uns wegen einer Sache erzürnen, die nicht mehr zu ändern ist. Das Unglück ist geschehen, sollen wir uns dasselbe durch Vorwürfe unerträglicher machen? — Nein, wir wollen Freunde bleiben, uns dasselbe erleichtern, uns gegenseitig trösten, denn Ihr bedürft des Trostes so gut wie ich, Ihr habt die Tochter verloren, ich die Braut.“

„Durch wen habe ich aber die Tochter verloren? — Durch Euch. — Wenn ich sie Euch nicht zur Gattin versprochen hätte, wäre sie noch bei mir, doch Euch wollte sie nicht, deswegen ist sie geflohen, deswegen verließ sie ihren alten Vater.“

„Nein, Jussuf, Ihr täuscht Euch, Eure Tochter war nicht mehr Euer Kind, seitdem sie den Franzosen

gesehen, Eure Tochter war verloren, seit Ihr sie dem Grafen übergabt. — Vielleicht hätten wir Eure Tochter noch retten können, wenn die Fürstin Z. nicht mit im Bunde gegen uns war, aber die Fürstin ist klug und schlau, diese betrog uns Beide, die Fürstin hat Euer Kind von Eurer Seite gerissen, nicht ich."

Etwas schien Jussuf durch diese Auseinandersetzung Myrow's beruhigt, doch die Freundschaft zwischen Beiden hatte einen gewaltigen Stoß erlitten, sie schienen noch Freunde, waren es aber nicht. Nachdem sie sich gegenseitig verständigt hatten, trennten sie sich mit denselben Freundschaftsbezeugungen, wie früher, doch jeder hegte einen bittern Groll gegen den Andern im Herzen, verbarg aber denselben, so gut er konnte."

Die Freundschaft zwischen den Beiden wurde scheinbar fortgesetzt, doch es war nur scheinbar, da Beide sich jetzt nicht mehr ausstehen konnten, aber Einer fürchtete den Andern, Myrow fürchtete den Verrath seiner unterschlagenen Steuern, Jussuf hingegen sah sich bloßgestellt, wenn Myrow den Handel mit dem Franzosen und Jussufs Handlungsweise als Vater entdeckte.

Beiden war dies Verhältniß ein drückendes, doch mußten sie es ertragen, da eine Aenderung nicht abzusehen war.

Eines Tages erhielt Jussuf eine Einladung, sich zur

Fürstin Z. zu bemühen, da diese ihm wichtige Nachrichten zu bringen habe. Jussuf wollte nicht zur Fürstin gehen, da er sie mit ziemlichem Recht für die Entführerin seiner Tochter hielt; doch die Fürstin lud ihn ein, er gehorchte.

Als Jussuf bei der Fürstin erschien, empfing ihn diese äußerst freundlich und nachdem Beide Platz genommen, eröffnete die Fürstin das Gespräch."

„Haben Sie keine Ahnung, weswegen ich Sie zu mir bitten ließ?"

„O ja, meine Tochter wird Sie zur Vermittlerin erwählt haben."

„Sie haben es errathen, doch ich werde nicht nur die Vermittlerin machen zwischen Vater und Tochter, sondern ich habe mir eine größere Aufgabe gestellt, ich werde Sie überzeugen, daß Rebecca unschuldig ist."

„Rebecca ist unschuldig? — Wer trägt denn dann die Schuld?"

„Sie allein! — Hören Sie mich ruhig an, Sie werden überzeugt werden. — Rebecca ist meine Freundin, Sie sind der Vater derselben, ich erkenne in Ihnen auch einen Freund und behandle Sie als solchen. — Obgleich Sie der Vater Rebecca's sind, so haben Sie dennoch nicht das Gemüth, die edle Seele Ihrer Tochter ergründet, denn Sie versuchten durch sie einen edeln

Mann, den Grafen Dumont, zu verderben; dies mißlang, denn Rebecca erkannte des Grafen edles Herz, sie fühlte sich zu ihm hingezogen, sie liebte ihn. — Sie waren also die willenlose Ursache, daß Rebecca den Grafen kennen und lieben lernte. — Der Graf wurde durch Ihre Tochter verrathen, aber er wurde auch durch sie gerettet. Der Graf verließ Rußland, Ihre Tochter war unglücklich, aber sie war stark, sie hätte ihr Unglück ertragen, wenn Sie den Schmerz Ihres Kindes geehrt hätten; doch Sie folgten den Einflüsterungen eines falschen Freundes und wollten diesem Ihr Kind opfern, dadurch tödteten Sie den letzten Funken der Kindesliebe in Rebecca's frommen Herzen, sie ertrug viel, Alles konnte sie nicht ertragen. — Rebecca vertraute sich mir an, ich stand ihr bei, ich rettete sie aus der Gewalt eines verblendeten Vaters und gab ihr das Glück, um das sie betrogen werden sollte. Wollen Sie noch dem Glücke Ihrer Tochter hinderlich sein? Wollen Sie noch, nachdem Sie Ihren Freund erkannt haben, diesem Ihre Rebecca opfern? — Nein, ich sehe es in Ihren Augen, Sie sind versöhnt, Sie werden das Glück Ihres Kindes nicht stören!"

Jussuf hörte die beredte Vermittlerin, er war weicher gestimmt, er hätte der Tochter Verbindung gut geheißen, wäre der Graf kein Christ gewesen, doch dem streng-

gläubigen Talmudisten war es ein Gräuel, daß Rebecca, um des Christen Gattin werden zu können, erst den Glauben ihrer Väter abschwören sollte; er entgegnete ruhig und ernst: „Frau Fürstin, Ihre Fürsprache für Rebecca ehrt auch mich, ich erkenne es, ich gestehe auch sogar zu, daß sie in mancher Beziehung Recht haben mögen, doch einen Umstand, den wichtigsten, scheinen Sie absichtlich nicht berücksichtigen zu wollen. — Rebecca ist Jüdin, Graf Dumont — Christ.“

„Auch diesen Umstand habe ich erwogen und gefunden, daß dieser kein hinreichender Grund eines Hindernisses ist, da Rebecca nicht strenggläubige Jüdin war, Rebecca glaubte nicht an den Gott Ihrer Väter, sondern an den Gott, der Vater Aller ist. Seien Sie versichert, daß der Gott, den Sie verehren, auch mein Gott ist, ich verehre den Gott Ihrer Väter in demselben Augenblicke, wenn ich meine Bitten emporsende zum Schöpfer der Welten, Sie beten zu diesem großen Gott, wenn Sie glauben, nur Jehova, den Gott Ihrer Väter zu verehren.“

„Wenn nun dies Alles gleich ist,“ unterbrach Jussuf die Sprecherin, „warum wird der Christ nicht Jude?“

„Ein solches Beginnen wäre unklug, soll der Christ, der unzählige Vorrechte vor dem Juden hat, soll dieser alle diese Vortheile aufgeben, gleichgültiger Formeln we-

gen? Nein, Jussuf, dies wäre ein Verlangen der unbilligsten Art, sagen Sie selbst, hat Ihr Volk ein Vaterland, eine Heimath? Nein. Soll nun der Christ eines Vorurtheils wegen, sein Vaterland, seine Heimath opfern? — Weit besser ist es, der Jude wird Christ, um derselben Vortheile theilhaftig zu werden, denn nicht der Glaube ist es, der den Menschen selig macht, die Werke der Menschen werden einst den Lohn, die Strafe desselben bestimmen. — Daher beruhigen Sie sich über das Seelenheil Ihrer Tochter, wenn sie auch abfällt von dem Glauben ihrer Väter, so wird sie deswegen nicht verdammt werden, und Sie haben kein Recht, sie zu verdammen, Gott allein ist Richter."

Dem Juden leuchteten der Fürstin Worte ein, dennoch konnte er sich nicht entschließen, sogleich seinem Vorurtheile zu entsagen, ein wenig wankend waren seine Grundsätze geworden, doch entsagen konnte er nicht: „Hohe Frau, eine wärmere Fürsprecherin konnte meine Rebecca nicht finden, Sie haben mich zweifelnd gemacht, ich will überlegen, entscheiden kann ich nicht, doch ich will auch nicht verdammen. Die Wahl ist auch nicht schwer, mag ich einwilligen oder nicht, Rebecca wird doch dem Glauben ihrer Väter untreu werden, den Glauben kann ich ihr nicht erhalten, wohlan, ich will versuchen, ob ich mir ihr Herz, ihre Liebe erhalten kann."

„Gewiß können Sie das, wenn Sie nur wollen, Rebecca hat sich ungern von Ihnen getrennt, aber der Verbindung mit Myrow zu entgehen, verließ sie selbst den Vater. In den rührendsten Ausdrücken, der Abglanz einer reinen, kindlichen Liebe, ersucht Sie mich, Alles aufzubieten, um die Verzeihung ihres Vaters zu erwirken, liebte sie Sie weniger, dann würde sie nicht Ihre Verzeihung erflehen, nicht Ihren Segen erbitten."

„Kann der Abtrünnigen an dem Segen des Juden gelegen sein?" versetzte Jussuf mit Anflug von Ironie, „die katholische Kirche hat ja Vergebung für jedes Verbrechen."

„Lassen Sie uns darüber schweigen, ein guter Mensch wendet sich nur an Gott, um Vergebung seiner Sünden zu erflehen, es giebt in jeder menschlichen Einrichtung Irrthümer und Mißbräuche, die Formen der Gottesverehrung sind menschliche Einrichtung, daher enthalten sie Mängel und Irrthümer."

„Also ist Ihre Kirche nicht die allein selig machende?"

„Ebenso wenig als die Ihrige."

Jussuf fand einen Trost darin, daß die Fürstin ihre Religion nicht höher stellte, als die seinige, doch zu einem Entschluß war er noch nicht gekommen. Eine kleine Pause trat ein, Jussuf schien zu überlegen, dann entgegnete er der Fürstin: „Noch kann ich nicht entscheiden,

ich muß erst mit mir selbst zu Rathe gehen, gern wollte ich Rebecca Alles, Alles verzeihen, wenn sie nur nicht den Glauben meiner Väter verleugnete."

Die Fürstin vermochte sich ganz in die Lage des Vaters und strenggläubigen Juden zu denken und ehrte den Schmerz desselben über der Tochter Abfall von seinem Glauben; leutselig wie immer, tröstete und ermahnte sie ihn, seinem väterlichen Vorsatz, Rebecca ihren Fehltritt zu vergeben, treu zu bleiben. Sie lud den Juden freundlich ein, sobald er mit sich zu Rathe gegangen, ihr das Resultat seiner Berathung mitzutheilen, und entließ ihn freundlich.

Mit Vorurtheilen gegen die Fürstin hatte Jussuf den Palast derselben betreten, mit hoher Achtung verließ er ihn, er hatte in derselben eine leichtsinnige Kokette vermuthet und eine Frau voll tiefen Gefühls gefunden; die Fürstin hatte des Juden starren Sinn gebeugt, er zweifelte, er wankte, sie hoffte das Beste.

Die innige Freundschaft zwischen Rebecca und der Fürstin war nur allein der Grund der Sinnesänderung der letzteren, ein gewisser Grad Leichtsinn war ihr nicht abzusprechen, aber seit der Bekanntschaft mit Rebecca nahm tiefes Gefühl die Stelle der frühern Sinnlichkeit ein; diese Aenderung ihres Innern führte auch eine Aenderung der äußern, sie umgebenden Zustände herbei.

Fürst Z. hatte allerdings in der letzten Zeit seine Gattin vernachlässigt, doch nicht in dem Grade, als die Fürstin glaubte, und hätte sie früher verstanden, einen Mann durch mehr als bloße Sinnlichkeit zu fesseln, nie würde sie Ursache gehabt haben, über ihren Gatten zu klagen.

Durch Robert und Rebecca lernte sie höhere Liebe kennen, durch diese Beiden gewann sie sich ihren Gatten wieder, den sie trotz ihres frühern Leichtsinns herzlich liebte. War das Band, welches den Fürsten an seine Gattin knüpfte, ein sehr lockeres bis jetzt gewesen, so befestigte es sich nun von Tag zu Tag mehr, denn der Fürst lernte in seiner Gattin das Weib ehren, und nur auf gegenseitige Achtung gründet sich wahre Liebe.

Der nächste Brief, den die Fürstin ihrer Freundin schrieb, enthielt auch der Fürstin neues Glück, welches sie in dem wieder erlangten Besitz ihres Gatten fand. Roberts strafbares Verhältniß zur Fürstin leitete diesen auf den Weg der Tugend, wir wollen aber nicht behaupten, daß stets ein solches Verhältniß im Stande sein dürfte, das strauchelnde Weib auf den richtigen Weg zu leiten.

XII.

In der nächsten Umgebung der Kirche „Unserer Frauen" wogte eine große Menschenmenge auf und ab, ein seltenes Schauspiel versammelte die Menge. Schon war die Kirche gedrängt voll Neugieriger, immer strömten neue Schaaren herbei, dem Schauspiel beizuwohnen.

Es war die Abhaltung einer Taufe.

„Eine Taufe?" hören wir fragen und beantworten diese Frage mit „Ja."

Jetzt drängte die Masse näher und näher der Kirche, der Augenblick mußte herannahen, wo die feierliche Handlung beginnen sollte, doch nein, man gewahrte noch Niemand in der Kirche, der unmittelbaren Antheil an der Handlung nehmen sollte.

Das Drängen entstand nur aus dem Grunde, weil die Wagen langsam angefahren kamen, welche die Personen brachten, die diese kirchliche Handlung begingen.

Mehre Equipagen fuhren langsam durch die versammelte Menge, obgleich diese langsam sich vorwärts bewegten, mußten sie dennoch manchmal ganz ruhig stehen bleiben, da die Menschenmasse nicht Platz für die Wagen machen konnte. Endlich erreichte die erste der Equipagen den Eingang der Kirche, die Kutschenschläge wur-

den geöffnet, ein junger Mann sprang heraus, diesem folgte ein bejahrter, nach diesem wurde ein weißgekleidetes, aber dichtverschleiertes Weib herausgehoben.

Als die in den übrigen Equipagen Angekommenen in der Kirche angelangt waren, begab sich der kleine Zug langsam nach dem freien Platz der Kirche, welcher zur feierlichen Handlung bestimmt und von der Menge freigelassen war.

Die Orgel erfüllte mit ihren mächtigen Tönen die Räume der Kirche, doch als der Priester, welcher die heilige Handlung verrichten sollte, erschien, verstummten die erhebenden Klänge derselben, eine feierliche Stille trat ein.

Der Priester trat in den Kreis, die dicht Verschleierte enthüllte das Antlitz und ein unwillkürlicher Ausruf des Erstaunens entfloh den Lippen der anwesenden Menge, ein schöneres Mädchen hatte selbst Paris nicht in seinen Mauern.

Mit lauter Stimme wendete sich der Priester an die Versammelten und verkündete, daß die reine Lehre des Christenthums auch diese Jungfrau bewogen habe, sich zu demselben zu bekennen, endlich ging er zur heiligen Handlung der Taufe über und fragte mit lauter Stimme: „Trittst Du, Rebecca Jussuf, aus reiner Ueberzeugung zur christlichen Religion? Willst Du fortan nur der

christlichen Kirche angehören? Willst Du alle Pflichten, welche Dir unsere Kirche auferlegt, gern und willig erfüllen? — Beantworte mir diese Fragen mit einem lauten Ja, wenn Du entschlossen bist, Deinem Glauben zu entsagen und dem unsern fortan treu zu bleiben."

Eine augenblickliche Stille trat ein, dann antwortete Rebecca laut mit vernehmbarer Stimme: „Ja!" In diesem Augenblicke durchdrang ein Schrei die Kirche, eine kleine Bewegung ward unter der Masse sichtbar, dann war wieder Alles still, die heilige Handlung ging ohne Störung zu Ende, Rebecca erhielt die Namen: Marie Therese; nach der Taufe sprach der Priester den Segen, sowie er denselben geendet, durchdröhnten wiederum die mächtigen Töne der Orgel die Kirche, der kleine Zug bewegte sich langsam nach dem Ausgang, man stieg in die Wagen, langsam fuhren dieselben durch die sich nun nach und nach verlaufende Menge.

Bald erreichten die Wagen freiere Straßen und im Trabe ging es nach des Grafen Dumont Palast, wo der kirchlichen Feier ein Freudenmahl folgte.

Rebecca, das schöne Judenmädchen war Christin, von nun an hieß sie nicht mehr Rebecca, sie führte den christlichen Namen: Marie!

Noch sind wir unsern freundlichen Leserinnen und

Lesern eine Aufklärung über den Schrei schuldig, der in der Kirche hörbar wurde, als Marie ihr Ja aussprach.

Unter der schon vorhandenen Menge, welche die Kirche so zu sagen erstürmt hatte, befand sich auch ein alter, weißköpfiger Mann, nicht auffallend gekleidet, doch sah ihm Jeder auf den ersten Blick die jüdische Abkunft an. Dieser hatte sich mit großer Anstrengung und Ausdauer durch List und Gewalt einen Platz in der Kirche erkämpft, von wo aus er die heilige Handlung genau beobachten konnte.

Durch seine lebhafte Aufmerksamkeit, welche er der zu vollziehenden Handlung schenkte, lenkte er die Blicke Derer auf sich, welche sich in seiner Nähe befanden. Jetzt wurden der Jüdin die zu beantwortenden Fragen vorgelegt, der Alte zitterte in fieberhafter Aufregung, eine Pause, dann erklang das laute Ja der Jüdin, mit einem Schrei stürzte er zusammen.

Einige der Umstehenden nahmen sich des Alten an, unterdeß ward die Feier beendigt, die Masse verlief sich, der Alte kam unter dem Beistande der Mitleidigen zu sich und ward von diesen nach dem Hôtel geführt, welches er als seine Wohnung angab.

Er bedankte sich herzlich bei Denen, welche ihn so freundlich hierher geführt, diese verließen ihn und entfernten sich. Er ging auf sein Zimmer, erholte sich noch

eine Zeit lang, dann zog er an der Glocke und befahl dem bald eintretenden Kellner, einen Fiacre zu besorgen.

Nach wenig Minuten rollte ein solcher vor das Hôtel, der Alte ging hinunter, stieg ein und rief dem Kutscher zu: „Nach dem Hôtel des Grafen Dumont!“

Der Kutscher hieb auf seine Pferde, durch einige Straßen rollte der Wagen, dann hielt er still, der Alte hatte des Grafen Palast erreicht.

Die Dienerschaft des Grafen kam herbeigeeilt, dem Alten aus dem Wagen helfend, in dem diese noch einen verspätigten Gast vermuthete; ohne daher nach dem Namen zu fragen, eilte ein Diener dem Alten voran, ein anderer nahm ihm Hut und Mantel ab, der erstere öffnete weit die Flügelthüren des Speisesaales, in welchem die Gesellschaft beim heitern Mahle saß. Der Alte trat ein.

Robert und Marie saßen beisammen. Als sich die Thüren öffneten, blickte Marie hin, ein Schreckensruf und sie lag in Roberts Armen.

Alle Gäste sprangen auf, um der jungen Christin zu Hülfe zu eilen, bald erholte sich dieselbe, sie verbarg ihr Haupt an Roberts Blick und wagte nicht aufzublicken.

Noch immer stand der Alte in der Thür, ruhig, regungslos; jetzt erst wurde die Gesellschaft auf den Eingetretenen aufmerksam, den Niemand kannte, auch Ro-

bert bemerkte denselben, er blickte hin, Schreck und Staunen bemächtigte sich seiner, denn Jussuf stand vor ihm.

Wäre er abergläubisch gewesen, er hätte ihn für eine Erscheinung gehalten, doch fern war ihm Furcht. Er richtete Rebecca empor, flüsterte ihr heimlich zu: „Dein Vater!" stand auf und ging dem Eingetretenen entgegen.

Noch war er nicht mit sich selbst im Reinen, wie er den Alten empfangen sollte, er hielt für das Beste, die Anrede so einzurichten, daß Jussuf gezwungen war, in der Antwort seine Gesinnung und Absicht auszusprechen, freundlich redete er den Alten an: „Kommen Sie als liebender Vater meiner Braut, als mein Freund, so seien Sie mir herzlich willkommen."

Der Alte ergriff Roberts dargebotene Hand und entgegnete: „Ich komme als Beides. Doch empfängt mich meine Tochter nicht, meine Rebecca?" Schmerzlich lächelnd fügte er hinzu: „Oder sollte Marie Rebecca's Vater nicht mehr kennen?"

Da sprang Marie von ihrem Sitz auf und eilte in des Vaters Arme. Nachdem sich Vater und Tochter bewillkommnet hatten, stellte Robert den Alten der Gesellschaft als den Vater seiner Braut vor und ließ ihm dann einen Platz an Mariens Seite einräumen.

Nun war keine Unterbrechung mehr zu fürchten, die kleine Gesellschaft überließ sich ganz der Heiterkeit. Auch

Marie war fröhlicher als sonst, der Vater saß ja an ihrer Seite, sie hatte nicht mehr des Vaters Fluch zu befürchten, denn er war von ihrem soeben ausgeführten Schritt unterrichtet, er hatte ihren christlichen Namen genannt.

Robert und Marie hätten gern erfahren, wie es zugegangen, daß Jussuf an diesem Tage in Paris eingetroffen, doch mußten sie ihre Neugierde bezähmen, da Jussuf gewiß nicht die Ursache seiner Reise in dieser Gesellschaft erzählen würde. Es war das erste Mal in Roberts Leben, daß er seine Gäste gern los gewesen wäre, dies Mal war ihm aber ein solcher Wunsch zu verzeihen, denn daß Jussuf in Paris war, mußte tiefere Gründe haben, als nur die Sehnsucht, sein Kind zu sehen, oder Zeuge der Verlobung und Verbindung desselben zu sein.

Ein zufälliger Umstand kam Robert zu Statten, daß die Gesellschaft nicht bis zum späten Abend beisammenblieb, nämlich sie war zu klein, um ein größeres gesellschaftliches Vergnügen zu arrangiren, und zu groß, um vielleicht ein Spielchen zu machen, besonders da auch Damen vorhanden waren, die gewiß nicht an einem solchen Vergnügen Theil genommen haben würden.

Nach der Tafel blieb man noch einige Stunden beisammen, es wurden heitere Gespräche geführt, die Unterhaltung war eine angenehme zu nennen, keiner der Gäste langweilte sich, denn Robert bot Alles auf, dieselben

gut zu unterhalten und war ein ganz freundlicher Wirth.

Endlich brachen mehre Gäste auf, um sich nach Hause zu begeben. Wie sehr auch Robert und dessen Onkel bat, noch länger beisammen zu bleiben, ließen sich diese nicht erbitten, die Wagen fuhren vor und unter freundschaftlichem Abschiede trennte man sich.

Nun waren Onkel und Neffe, Vater und Tochter nur noch beisammen, Robert wie auch Marie konnten kaum die Zeit erwarten, wo man sich wieder gesetzt hatte, damit sie erfuhren, was Jussuf vermocht, nach Paris zu reisen, denn geeilt mußte er sein, daß er noch Zeuge von Mariens Glaubenswechsel sein konnte.

Jussuf ergriff das Wort: „Meine Anwesenheit in Paris erscheint Euch, meine Kinder, gewiß merkwürdig und gewiß ist sie dies auch. Um nichts zu übergehen, erzähle ich Euch kurz und gedrängt Alles, was sich mit mir zugetragen, seitdem Du mich, meine böse Rebecca, nein Marie, verließest."

„Lieber Vater," unterbrach ihn Marie, „denn so darf ich Dich wol wieder nennen, lege Dir keinen Zwang an, nennt man mich jetzt auch Marie, für Dich bleibe ich immer Rebecca."

„Nein, auch ich will mich daran gewöhnen, Dich Marie zu nennen. — Deine Flucht bemerkten wir

erst den Nachmittag, obschon wir Dein Verschwinden früh inne wurden, ich glaubte etwas Fürchterlicheres erleben zu müssen, doch Myrow entdeckte die Spuren einer Flucht, er veranlaßte mich, einen Verhaftsbefehl gegen Dich ausstellen zu lassen, ein Polizeibeamteter ward beauftragt, Dich zu verfolgen, überall entdeckte er, daß er nach Riga auf dem richtigen Wege sei, Dich einzuholen, immer eiliger verfolgte er seinen Weg. Endlich erreichte er Riga, er eilt nach dem Hafen, das Dampfschiff, welches Dich nach Lübeck trug, war vor einer halben Stunde abgesegelt. Hätten wir eine Stunde früher den Polizeibeamteten nachgesendet, so wäre Alles anders geworden, Du wärst noch in Moskau, auch ich."

„Und warum verließest Du Moskau?" fragte Marie ihren Vater.

„Bald wirst Du es erfahren. — Mehre Tage lebte ich in immerwährender Angst, Deine Flucht war zwar anzunehmen, doch noch fehlten die Beweise; endlich erlöste mich Dein Brief von Hamburg aus meiner Herzensangst, versetzte mich aber dafür in eine grenzenlose Wuth und Erbitterung, die ich gegen Niemand auslassen konnte. Da erschien Myrow, dieser mußte meinen ganzen Zorn fühlen, ich ließ ihm Alles entgelten, dadurch ward der Bruch unserer Freundschaft herbeigeführt, wir schienen noch Freunde, waren aber die bittersten Feinde.

„Ich hatte Myrow gedroht, ihn zu verderben, sobald er etwas von Deiner Flucht und Deinem Vorhaben, Deinen Glauben zu ändern, veröffentlichen werde, er versprach, es nicht zu thun, doch meine Drohung war ihm fürchterlich; um sich zu retten, beschloß er, mich zu verderben. — Unser Freundschaftsbund wurde täglich lockerer, seine Besuche wurden seltener, ich besuchte ihn niemals. Da erhielt ich Deinen Brief aus Paris, Deine Bitten erweichten mein Gemüth ein wenig, doch daß ich Dir Alles verziehen habe, hast Du nur der Fürstin Z. zu danken, die durch Ihre Fürsprache mich ganz umwandelte.

„Sie bot Alles auf, mich mit Dir zu versöhnen, und nicht nur mit Dir allein, sondern auch mit Ihnen, Herr Graf. Obgleich ich anfänglich nicht sehr zum Vergeben geneigt war, gelang es ihr, mich günstiger zu stimmen, meine Vorurtheile wurden besiegt, ich gab nach und versprach der Fürstin, Euch meinen Segen zu geben. Obwol sie mir den Rath gab, um meinen Kindern ganz den Beweis zu geben, daß ich wieder ihr liebender Vater sei, selbst nach Paris zu reisen, da eine solche Reise wohlthätig für mich sein dürfte, konnte ich mich doch nicht dazu entschließen und wäre wahrscheinlich auch nicht nach Paris gekommen, wenn die Umstände mich nicht zu einer eiligen Reise gezwungen hätten."

„Sollte ich recht gerathen haben, Ihre Reise wäre ebenfalls eine Flucht?" warf Robert fragend ein.

„Unrecht dürften Sie nicht haben. Ich saß in meinem Zimmer und war eben im Begriff an Euch, meine Kinder, einen Brief zu schreiben, worin ich Euch meine Sinnesänderung und meine Versöhnung anzeigen wollte, als einer meiner Spione mir die Nachricht brachte, daß man soeben einen Bericht nach Petersburg abgeschickt habe, der mich wol nach Sibirien bringen könnte. Ich zerbrach mir den Kopf, wer es gewagt hatte, mich anzuzeigen, mein Nachdenken war umsonst. Mein Spion half mir auf den richtigen Weg, Myrow war der Verräther, ich hatte ihm Manches in der letzten Zeit entdeckt, als meinem Schwiegersohn glaubte ich ihm Mittheilungen machen zu dürfen; doch unser Project zerschlug sich, ich hatte ihm gedroht, um nicht länger vor mir zittern zu müssen, zog er vor, mich zu verrathen. Ich nahm diese Nachricht sehr gleichgültig auf, sodaß er glaubte, ich habe nichts zu fürchten und entließ ihn, ihm für seine Aufmerksamkeit dankend, mit der Bemerkung, daß die Sache nicht von Bedeutung sei."

„Leider war aber meine Gefahr von Bedeutung, denn wollte ich sie auch abwarten und in einer Vertheidigung mein Recht suchen, da ich mir nur kleine Unregelmäßigkeiten gegen die Regierung zu Schulden hatte

kommen lassen, so konnte ich nicht wissen, wie Myrow meine Vergehungen dargestellt hatte und ob nicht mein Urtheil schon vielleicht in der nächsten Zeit zurückkam, auf Deportation lautend. Ist erst ein solches Urtheil ausgefertigt, dann hat man selten Zeit, eine Vertheidigung zu führen, da es in der Regel ohne Weiteres vollzogen wird. Auf eine solche Ungewißheit wollte ich nicht eingehen, beschloß daher, da ich stets Legitimationen besaß, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen, theilte meinen Entschluß der Fürstin Z. mit, welche mich deßwegen außerordentlich belobte, doch ich lehnte ihr Lob ab und erklärte, was eigentlich die Ursache dieses schnellen Entschlusses sei. Dadurch verlor mein edler Vorsatz, wie sie ihn nannte, natürlich sehr viel, doch die Fürstin mochte ich nicht täuschen, ich achtete diese jetzt ebenso hoch, als ich sie früher haßte.

„Ich bat sie, meine Reise geheim zu halten; nach herzlichem Abschiede und nachdem sie mir tausend Grüße an meine Kinder aufgetragen, eilte ich nach Hause, um Anordnungen zur Reise aus Rußland zu treffen; da ich nicht über Hals und Kopf abzureisen brauchte, weil eine Resolution von Petersburg selten unter vierzehn Tagen zurückgelangt, so besorgte ich ruhig alle meine Geschäfte und benahm dadurch Myrow den Verdacht, daß ich etwas von seinem Plane erfahren

haben könnte, da er mich scharf beobachtete. Um für alle Fälle sicher zu sein, nahm ich sogar eine bedeutende Summe auf mein Haus auf, auch dieses konnte ich, ohne Verdacht zu erregen, thun, denn schon öfters hatte ich Summen darauf entnommen, welche den Werth desselben überstiegen, wenn ich vielleicht zu einem augenblicklichen großen Geschäfte bedeutende Fonds brauchte und nicht mehr im Besitz derselben war, mein Credit machte mir Alles möglich. Dies Mal habe ich aber nicht mehr darauf entnommen, als der Besitzer des ausgestellten Scheins zu jeder Zeit dafür wieder erhalten kann, sogar dürfte er im günstigen Falle noch etwas profitiren.

„Für meine Haushälterin habe ich, im Fall ich nicht wieder nach Rußland zurückkehren sollte, eine Summe deponirt, mit welcher sie ein kleines Geschäft anfangen kann, welches sie ernährt. Alle Gegenstände von Werth habe ich in Sicherheit gebracht, die leicht transportablen sogar mitgenommen; dahin gehören alle Juwelen, Gold- und Silbergeschirr, Schmucksachen und dergleichen. Alles Silber- und Goldgeld habe ich gegen Wechsel verwerthet, sodaß ich im äußersten Falle gesichert bin; hier will ich den Verlauf der Dinge abwarten und mich dann entschließen, ob ich wieder nach Hause zurückkehren oder außerhalb Rußland mein Ende abwarten werde."

„Dahin dürfen Sie jetzt nicht wieder," unterbrach ihn Robert, „jetzt sind Sie einmal in Frankreich bei Ihren Kindern, Sie haben vergeben, wir haben Ihnen viel Kummer bereitet, wir wollen diesen nun in Freude verwandeln."

„Ja, theurer Vater, gewähre uns diesen Wunsch, Robert ist mir durch Aussprechung desselben zuvorgekommen, aber ich bin dadurch doppelt erfreut. Noch haben wir aber die Einwilligung des Herrn Grafen nöthig," fügte Marie hinzu, indem sie sich an denselben wandte, „werden auch Sie uns beistimmen?"

„Du weißt es, mein theures Kind," entgegnete der Onkel Roberts, der in Ermangelung eines Vaters Vaterrechte eingenommen und Marie stets als sein Kind behandelte, „daß ich jeden Deiner Wünsche erfülle und vereinige daher meine Bitte an Deinen Vater mit der Eurigen."

„Nun, es freut mich, daß ich willkommener bin, als ich mir gedacht habe, doch, wie gesagt, jetzt kann ich noch nicht entscheiden, noch ist es nicht so weit, warten wir es daher ruhig ab und sehen, was das Schicksal über mich verhängt. Doch wieder zu meiner Erzählung. — Meiner Haushälterin machte ich bekannt, daß ich eine Reise nach Warschau unternehmen müsse, von der ich erst in drei oder vier Wochen zurückkehren werde, doch

liege derselben ein Geheimniß zu Grunde, weshalb sie Nieman dem diese Reise verrathen dürfe. Da ich schon früher dergleichen Reisen unternommen, so glaubte es die Haushälterin auch, und auf ihre Verschwiegenheit konnte ich mich verlassen.

„Heute vor acht Tagen verließ ich Moskau und kam gestern Abend hier an. Warum ich so eilte, als ich Rußland hinter mir hatte, begriff ich selbst nicht, doch ein unbekanntes Gefühl trieb mich unaufhörlich an. — Heute Morgen, als ich in meinem Hôtel mich nach Ihnen, Herr Graf, erkundigte, erfuhr ich auch das, was ich lieber nicht erfahren hätte, nämlich den heute Nachmittag stattfindenden Uebertritt der Jüdin zur christlichen Religion. Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag. Wäre ich doch erst morgen, übermorgen, die nächste Woche gekommen; daß ich aber Paris ereilte, um Zeuge meiner Schmach zu sein, das hatte ich nicht erwartet, ich glaubte Rebecca," traurig fügte er verbessernd hinzu, „nein, Marie, schon längst dem Glauben ihrer Väter untreu, dem war nicht so, ich sollte Zeuge dieser Handlung sein."

Jussuf schwieg einen Augenblick, die Erinnerung war ihm bitter, hatte er auch vergeben, der Gedanke an seiner Tochter Glaubenswechsel berührte ihn unangenehm; denn noch immer war er der strenggläubige Jude.

Der Onkel, sowie Robert und Marie begriffen ganz des Alten Schmerz, von tiefem Mitleid ergriffen wagten sie nicht, die feierliche Stille zu unterbrechen. Mariens Augen glänzten von Thränen, denn sie konnte ermessen, wie tief des Vaters Seelenschmerz über ihren Abfall von seinem Glauben sei, da sie des Vaters Intoleranz kannte.

Endlich bezwang Jussuf seinen Unmuth und fuhr in seiner Erzählung fort: „Lange noch blieb ich im Nachdenken versunken; bald beschloß ich hinzugehen, das Schauspiel anzusehen, dann nahm ich mir vor, mich in mein Zimmer einzuschließen und zum Gott unserer Väter zu beten, Vergebung für mein unglückliches Kind zu erflehen, doch kein Entschluß blieb fest, ich schwankte her und hin, wie ein schwaches Rohr vom Winde gepeitscht. Da erhob ich mich und eilte hinunter, um zu erfahren, wenn die Handlung beginnen würde, frug nach der Kirche, in welcher die Handlung stattfände und ließ mich dorthin fahren, warum ich dies that, weiß ich nicht, es geschah nicht absichtlich; mechanisch verrichtete ich von nun an alle meine Handlungen, als ich an der Kirche angekommen, stieg ich aus dem Wagen, trat in dieselbe ein, da schon viel Zuschauer versammelt waren, drängte ich mich durch die Massen, auf Zurechtweisungen hörte ich nicht, ich drängte fort und fort, bis ich einen Platz

gewonnen, von dem aus ich Alles genau sehen, genau hören konnte.

„Hier stand ich und mochte wol eine kleine Stunde in banger Erwartung gestanden haben, als ein Geräusch und eine Bewegung in der Masse der Neugierigen bemerkbar wurde, bald darauf hörte ich das Rollen der Wagen, es schnitt mir ins Herz, als rollten sie über mich hinweg. Noch konnte ich aus der Kirche eilen, ich wollte es thun, ich war festgebannt. Da trat der Zug in die Kirche, ich sah die verschleierte Gestalt, ich erkannte mein Kind, meine Aufregung war furchtbar, kaum konnte ich sie bezwingen. Die Augen der Umstehenden richteten sich auf mich, ich achtete nicht darauf, ich hatte nur Augen, nur Sinn für mein Kind. Noch glaubte ich, Rebecca würde zurückschaudern, meine Brust zersprang fast, all' mein Blut drängte nach dem Herzen. Ich stand in Angstschweiß gebadet. Da erschien der Priester, endlich fragte er mein Kind, ich lauschte, ich glaubte, es würde verstummen, da erklang das fürchterliche Ja aus dem Munde meines Kindes, meiner Rebecca, sie war — eine Christin."

Erschöpft hielt Jussuf mit seiner Erzählung inne, der Schweiß lief ihm von der Stirn, er fühlte noch ein Mal die Angst, welche er in der Kirche ausgestanden hatte, er war fieberhaft aufgeregt. Der Jude hatte das

Schrecklichste erlebt. — Mit der innigsten Theilnahme blickten ihn seine Zuhörer an, endlich erholte sich Jussuf und fuhr fort, um seine Erzählung zu beenden.

„Kaum hörte ich dies fürchterliche Wort, meines Jammers Vollendung, als ich einen Schrei ausstieß, denn ich glaubte, mein Herz würde mir zerspringen, was dann noch geschah, weiß ich nicht. Als ich erwachte, befand ich mich auf einer Bank in der Kirche, mehre Männer umgaben mich und fragten, wie es mir ginge, wo ich wohne. Ich nannte den Männern mein Hôtel, fast konnte ich mich nicht besinnen, wie ich in die Kirche gekommen sei, weshalb mich die Leute nach meinem Gesundheitszustande fragten? Nach und nach fanden sich meine Gedanken wieder, Alles was ich gesehen, gehört, ward vor meinem Geiste lebendig. Als mir etwas besser wurde, brachten die guten Leute mich nach Hause, ich erholte mich ganz und — fuhr hierher.“

Jetzt hatte Jussuf seine Erzählung beendet, er schöpfte tief Athem, die Erzählung hatte ihn angegriffen, denn er hatte die Erlebnisse dieses Tages in der Erzählung noch ein Mal durchgemacht.

Marie erhob sich, reichte dem Vater die Hand und fragte: „Und vergiebst Du Deiner Tochter, Deiner Rebecca? Glaube mir, Vater, für Dich bleibe ich Rebecca unverändert, wenn ich auch den Namen Marie führe.“

Auch Robert reichte dem Juden die Hand, während er bittend hinzufügte: „Ja, Vater meiner Marie und nun auch mein Vater, Sie müssen vergeben, wir werden Ihnen durch Dankbarkeit vergelten.“

Onkel Dumont vereinigte ebenfalls seine Bitten mit denen seiner Kinder: „Herr Jussuf, das Unangenehmste haben Sie erduldet, denken Sie billig, machen Sie durch Ihre Verzeihung zwei Glückliche. Wir sind Beide alt, die Vorurtheile kleben uns noch aus vergangenen Zeiten an, ohne daß wir es bemerken, und wenn wir es auch bemerkten, ohne es uns gestehen zu wollen. Ich habe meine Vorurtheile zum Opfer gebracht, es waren die Vorurtheile des Standes, bringen Sie auch die Ihrigen zum Opfer, wenngleich das Opfer von Ihnen größer ist, denn Sie haben die Vorurtheile des Glaubens zu besiegen. Ich huldige vielleicht weniger Vorurtheilen, doch als ich eine Jüdin in meinen Stammbaum aufnehmen sollte, sträubte ich mich auch; als ich jedoch Rebecca, nun meine theure, liebe Marie, sah, kennen lernte, schwanden meine Vorurtheile, gern und freudig willigte ich in eine Verbindung meines Neffen mit der Jüdin ein. Sie kennen meinen Neffen, ich glaube behaupten zu dürfen, ohne mir selbst schmeicheln zu wollen, die jungen Leute sind einander würdig.“

Von allen Seiten sah sich Jussuf gedrängt, was

wollte er thun, er willigte ein und vergab Rebecca den Schritt, den er freilich nie billigen konnte, wenn er ihn auch verzieh.

Marie fiel ihrem Vater um den Hals und unter Thränen der Freude, unter Thränen des Schmerzes rief sie aus: „Tausend Dank, mein theurer Vater, tausend Dank, jetzt erst fühle ich mich glücklich, denn Dein Zorn, vielleicht gar Dein Fluch, würde mir mein Leben verbittert haben. Doch Du hast Deine Güte nicht an Undankbare verschwendet, unsere Liebe soll Dir der Lohn dafür sein, wir wollen Alles aufbieten, damit Du in unserer Mitte auch glücklich sein sollst."

Gewiß, mein Vater, das sollen Sie," ergänzte Robert, „aber Sie dürfen auch nicht wieder von unserer Seite, Rußland bekommt Sie nicht wieder zu sehen, Sie müssen bei Ihren Kindern bleiben und sogar heute schon. Ihr Zimmer ist in Ordnung, für heute werden Sie sich damit behelfen, morgen werde ich ein passendes Arrangement treffen. Nicht wahr, Onkelchen, Herr Jussuf darf nicht im Hôtel übernachten?"

„Die Familie Dumont hat ihren Besuch stets selbst beherbergt," entgegnete der Onkel, „Herr Jussuf ist aber ein Familienmitglied, es wäre daher eine Beleidigung für uns, wenn Sie im Hôtel blieben und nicht im Kreise Ihrer Familie."

„Wenn ich es auch annehmen wollte,“ antwortete Jussuf höflich, „so könnte ich es dennoch heute nicht, da meine Effecten, mein Vermögen, sich noch im Hôtel befinden, es wäre grenzenloser Leichtsinn von mir, wenn ich Ihr freundliches Anerbieten annähme und mein Vermögen, meiner Tochter Erbtheil, ohne Aufsicht in jenem Hôtel ließ.“

„Ihre Papiere liegen doch hoffentlich gut verwahrt,“ fiel Robert fragend ein, „um Sie aber ganz zu beruhigen, werde ich selbst jene Papiere hierher besorgen, das Uebrige hat bis morgen Zeit. Ich verbinde mit meiner Bitte noch eine andere Absicht, von heute an wird auch Marie in unserm Palast wohnen, daher wäre es mir sehr angenehm, wenn auch der Vater meiner geliebten Marie in unserer Mitte bliebe.“

„Nun, so will ich schon heute mein Domicil bei Euch nehmen, vorausgesetzt, daß mein Hierbleiben keine Störung verursacht und ich noch im Laufe des Abends meine Chatoulle aus dem Hôtel hierher schaffen lassen kann, da in derselben mein ganzes Vermögen enthalten ist, das Vermögen meines Kindes.“

„Ich selbst werde dies Geschäft besorgen,“ fiel Robert ein, „der Besitzer jenes Hôtels kennt mich, er wird daher keinen Anstand nehmen, dem Grafen Dumont Ihre Chatoulle auszuliefern.“

Robert traf Anstalten, sogleich sein Versprechen zu erfüllen und entfernte sich. Es war schon spät, längst waren die Lichter angezündet, der Onkel gab der Dienerschaft Befehl, die Schlafzimmer in Ordnung und Bereitschaft zu setzen, denn nicht mit Unrecht nahm er an, daß Jussuf, erschöpft von den Ereignissen dieses Tages, sich nach Ruhe, nach Erholung sehnte.

Bald kehrte Robert zurück mit der Chatoulle, welche er seinem Vater, als solchen betrachtete er jetzt Jussuf, übergab; unter den besten Wünschen trennte sich die auf vier Personen angewachsene Familie und jede wurde von des Grafen Dienerschaft nach ihrem Schlafzimmer begleitet.

Der Tag, den auch Marie gefürchtet, war bald vorüber, es schien, als sei das Schicksal müde, die Liebenden zu verfolgen, da ihr ärgster Gegner sich mit ihnen ausgesöhnt hatte. Wenn sie auch nicht ganz die Sinnesänderung Jussufs dessen edelm Charakter zuschreiben durften, so konnten sie dennoch überzeugt sein, daß auch nicht Alles das Schicksal bewirkt hatte; die Fürsprache der Fürstin hatte unbedingt viel zu des strenggläubigen Juden versöhnlicher Stimmung beigetragen, das Herz des Vaters war durch der Fürstin ermahnende Reden erweicht worden.

Wenn auch nicht alle vier, welche jetzt zu Dumonts

Familie gezählt werden mußten, glücklich genannt werden durften, so waren sie doch ruhig und frohen Muthes; denn der noch vor Kurzem herrschende Zwiespalt war beseitigt, sie waren einig. Die Einigkeit führt aber gewiß zum Glück, und diese Familie hatte diesen Weg allen Hindernissen zum Trotz sich mit Ausdauer und Muth erkämpft, sie war daher auch der Früchte ihrer Arbeit werth.

XIII.

Von dem Tage an, seit Marie Christin geworden, war in dem gräflich Dumont'schen Palast ein ganz anderes Leben als früher; es ward schon die Wirksamkeit der zukünftigen Hausfrau bemerkbar. Onkel Dumont freute sich ganz besonders über die Thätigkeit seiner lieben Marie, wie er diese stets nannte.

Auch Jussuf gewöhnte sich langsam an den neuen Wohnsitz, bald befand er sich wohler in Paris als in Moskau; er hatte aber auch keine Ursache, unzufrieden zu sein, da Alle sich bestrebten, ihm jeden seiner Wünsche zu erfüllen. Daß er fort und fort der strenggläubige

Anhänger des Talmud blieb, wurde ihm von Allen gern nachgesehen, der Onkel fand es sogar in der Ordnung und würde sich gewundert haben, wenn es anders gewesen wäre.

Marie sorgte mit liebevoller Aufmerksamkeit für des Vaters Mittagstafel, er fand stets eine vollkommene Auswahl derjenigen Speisen, deren Genuß ihm gestattet war. Der Onkel und Robert speisten daher sehr oft ziemlich jüdisch, Marie bereitete die Speisen selbst, unter ihrer Anleitung wurden die einfachsten Gerichte zu Leckerbissen, der Onkel konnte sein liebes Mariechen nicht genug loben und freute sich herzlich der Ankunft des Tages, wo sie seinem Neffen verbunden wurde; er lebte in seinen Kindern noch ein Mal, und vermißte nicht das Glück, welches ihm der Himmel versagt hatte, eigene Kinder zu haben.

Näher und näher rückte der freudige Tag, der Tag der ehelichen Verbindung Roberts mit seiner theuern Marie. Schon wurden Vorbereitungen getroffen, diesen Tag festlich begehen zu können und wie sehr auch Marie bat, denselben nur im Kreise der Familie und einigen Verwandten und Freunden der Dumont'schen Familie zu feiern, so ließ der Onkel sich dies Mal nicht bewegen. Allen Bitten entgegnete er aufs Bestimmteste: „Nein, dies Mal muß ich auch meinen Willen haben,

ich habe Euch, meine Kinder, stets nachgegeben, aber dies Mal hilft alles Bitten nichts, das Fest arrangire ich, selbst die Einladungen werde ich besorgen, eine Liste dazu habe ich schon angefertigt, wenn es möglich wäre, würde ich ganz Paris einladen, Robert hat mich bekehrt, ich bin idealer Socialist geworden."

Obschon auch Robert eine Verbindung mit Marie lieber im Familiencirkel gefeiert hätte, so störte er doch nicht das Vergnügen des Onkels, welcher sich in den Vorbereitungen zu dieser Feierlichkeit glücklich fühlte, und beschwichtigte Mariens vielfache Einwendungen: „Lassen wir dem Onkel auch ein Mal seinen Willen, bewundern wir ein Mal sein Talent als Festordner, aber das sage ich Ihnen, lieber Onkel, wenn Sie nun ein Mal arrangiren, dann bedenken Sie, daß die Familie Dumont ein Fest giebt, wobei aller Glanz derselben entwickelt werden soll; ich mache Sie daher verantwortlich für Alles, — nehmen Sie die Verantwortung auf sich?"

„Gewiß! Um Alles zu berücksichtigen, treffe ich schon jetzt Vorkehrungen, das Fest zu einem glänzenden zu machen, und wenn auch meine liebe Marie ein wenig brummt, wie es einer baldigen Hausfrau zukommt, so hoffe ich, soll Sie doch zuletzt mit mir zufrieden sein."

Das wäre aber auch nicht gut, wenn Sie, mein liebes Väterchen, in sechs Wochen nicht ein großartiges

Fest arrangiren wollten," fügte Marie lächelnd hinzu, „in sechs Wochen kann man ja eine Welt umändern."

„Meine liebe Tochter," entgegnete ernst der Onkel, durchdrungen von seinem großen Vorhaben, „ich habe nur vierzehn Tage zur Ausführung Zeit, vier Wochen waren nöthig, meine Pläne zu überlegen; mancher Plan ist von mir umgestoßen worden, jetzt aber bin ich mit mir einig, ich habe das Arrangement in Gedanken fertig, die Ausführung soll mir schon gelingen."

„Nun, so wollen wir Sie nicht länger stören, lieber Onkel, sondern wollen uns erlauben, Sie zu verlassen, damit Sie uns nicht später den Vorwurf machen können, wir hätten Ihre herrlichsten Ideen durch öftere Störung vernichtet. Adieu Onkelchen!"

„Adieu, meine Kinder! Da fällt mir aber noch etwas ein, besorge mir doch baldigst eine Liste Deiner Freunde, die Du einzuladen gedenkst."

„Das soll geschehen! Aber diese Mühe will ich Ihnen abnehmen, meine Freunde werde ich selbst einladen."

„Mir auch recht, doch die Liste mußt Du mir trotzdem anfertigen."

„Sie sollen diese noch heute erhalten."

Robert und Marie verließen den Onkel, denn dieser ließ sich in der letzten Zeit nicht gern stören, da er stets

mit seiner Idee, ein recht großartiges Fest zu schaffen, umging und daher stets so vertieft einherwandelte, als gelte es, eine Erfindung zu machen, die alle bisherigen überträfe.

Die anberaumten sechs Wochen, seit Mariens Uebertritt zur christlichen Kirche, waren zu Ende, der Tag, an welchem Robert und Marie durch Priestersegen verbunden werden sollten, erschien; im Palast des Grafen Dumont war reges Leben, der Onkel befehligte die Dienerschaft mit Energie, gleich einem Feldherrn, welcher seine Truppen zur Schlacht führt.

Um ein Uhr sollte die Trauung stattfinden, der Onkel war schon seit des Morgens fünf Uhr auf den Beinen, er fand immer noch etwas zu verbessern, kaum vermochte er sich um seine liebe Marie zu bekümmern. Nur ein Mal fragte er nach ihr, und da sie schon im Hochzeitstaate, nahm er sich sogar so viel Zeit, dieselbe einige Minuten zu betrachten. Er fand sie reizend, reizender als je und bedauerte nur, nicht Zeit zu haben, stets an ihrer Seite bleiben zu können.

Marie war an diesem inhaltreichen Tage ernster gestimmt als je, dennoch konnte sie ein Lächeln über des Onkels rastlose Geschäftigkeit nicht unterdrücken. Was aber ihr Herz am meisten erfreute, war ihres Vaters herzliche Freundlichkeit. Jussuf hatte in den sechs Wo-

chen sich so an den Gedanken der Verbindung seiner Tochter mit dem Christen gewöhnt, daß ihn dieser Gedanke gar nicht mehr schreckte; aufrichtig freute er sich über sein Kind, als ihm dieses im bräutlichen Schmucke entgegen trat; selbst an Robert hatte er sich angeschlossen und eine augenblickliche Trennung von der kleinen Familie Dumont, welche nur aus Onkel und Neffen bestand, hätte ihn jetzt gewiß schmerzlich berührt.

Zum Zeichen seiner vollständigen Versöhnung hatte Jussuf ein kostbares Geschmeide anfertigen lassen, welches das Datum dieses Tages und die Jahreszahl trug; als Robert und Marie vor ihn traten, ihn um seinen Segen bittend, gab er ihnen denselben mit Ernst und Würde, dann nahm er den kostbaren Schmuck aus seinem Secretair und überreichte ihn seiner Tochter, mit Freudenthränen nahm ihn Marie aus des Vaters Hand und küßte in dankbarer Rührung den alten Jussuf, der ihr jetzt wieder liebender Vater geworden war. Aber auch Robert ging nicht leer aus, ein kostbarer Siegelring mit Edelsteinen besetzt war für diesen Jussufs Hochzeitsgabe.

Noch standen alle drei in stiller Freude versunken, als ein Wagen vorfuhr, welcher sie aus ihren Betrachtungen riß. Robert wunderte sich über das frühzeitige Eintreffen der ankommenden Gäste, da die Einladungen auf zwölf Uhr lauteten und die Glocke noch nicht elf

geschlagen. Da die Angekommenen so schnell aus dem Wagen gestiegen waren, daß Robert sie nur in den Palast eintreten sah, so wußte er auch nicht, wer die Gäste waren; man mußte also warten, bis sich dieselben vorstellten.

Alle drei hatten sich in das Empfangzimmer verfügt, um die Ankommenden zu begrüßen, als die Flügelthüren sich öffneten und ein Herr und eine Dame eintraten. Die Dame war tief verschleiert, jetzt warf sie den Schleier zurück und mit dem Ausrufe: „Rebecca!" „Paulowna!" lagen sich die Eingetretene und Marie in den Armen.

Robert erkannte jetzt auch den eingetretenen Herrn, es war der Fürst Z. Während die Fürstin und Marie sprachlos sich in den Armen lagen, begrüßte Robert den Fürsten herzlich, dennoch aber mit einer Art Beklommenheit, diese verlor sich erst, als die Fürstin ihre Freundin aus den Armen ließ und Robert freundschaftlich grüßte, ohne nur einen unruhigen Blick zu zeigen, dann ergriff sie das Wort:

„Herr Graf, sowie auch Sie, theure Rebecca, sind gewiß von unserm Besuch überrascht, doch will ich hoffen, nicht unangenehm." Jetzt erst bemerkte sie Jussuf und ging auf denselben zu, ihm freundlich die Hand reichend: „Noch ein Bekannter aus Moskaus Mauern, ich hoffe, Sie als liebenden Vater meiner Freundin,

meines Freundes begrüßen zu dürfen, und wenn dem so ist, begrüße ich Sie auch als meinen Freund. Haben Sie Rebecca verziehen, sind Sie mit ihr ausgesöhnt?"

Der Jude nahm seine Tochter bei der Hand und stellte sie der Fürstin und deren Gemahl mit den Worten vor: „Meine Worte mögen Ihnen sagen, wie wir zusammenstehen. Der alte Jussuf stellt Ihnen seine Tochter Marie vor, Rebecca ist verloren, Jussuf besitzt nur seine Marie."

Fürst und Fürstin fühlten die Zartheit dieser Vorstellung, die letztere reichte dem Juden noch ein Mal die Hand und sprach zu ihm: „Ich habe mich nicht in des Vaters Herz getäuscht, aber ich sehe auch, sie ärndten schon den Lohn für Ihr Opfer, Sie sind glücklich in der Liebe Ihrer Kinder."

Mit einem gefühlvollen Tone, dessen man den alten Juden nicht für fähig gehalten hätte, erwiderte er mit seelenvollem Blick: „Ich bin glücklich!"

Marie fühlte, wie hoch sie dies Geständniß ihres Vaters aufzunehmen hatte, und umschlang den Vater mit innigem, dankbarem Gefühl, der Worte war sie nicht mächtig.

Auch Robert schlang seinen Arm um Jussuf und seine zukünftige Gattin, es war eine erhebende Scene, dem Fürsten und der Fürstin traten die Thränen in die

Augen, sie reichten sich still die Hände, auch sie verstanden sich, sie fühlten ganz den hohen Eindruck dieses großen Augenblicks.

Endlich befreite sich Jussuf von den Umarmungen seiner Kinder und die unterbrochene, kaum angefangene Unterhaltung nahm ihren Fortgang, die Fürstin fing das Gespräch von Neuem an: „Meine Freunde, wir sind Ihnen schuldig, die Ursache unserer überraschenden Ankunft mitzutheilen, hören Sie dieselbe. Mein Gemahl hatte mir versprochen, dies Jahr eine Reise mit mir zu machen; als ich Ihren Brief, meine theure Freundin, erhielt und den Tag Ihrer Verbindung erfuhr, dachte ich, wenn du doch an diesem Tage in Paris sein könntest. Es waren beinahe noch fünf Wochen, ich stellte meinem Gemahl meinen Wunsch vor und er willigte mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit ein, die Reise wurde angetreten, zur rechten Zeit trafen wir hier ein."

Verbindlich entgegnete Robert: „Ihre Theilnahme, meine theuren, sehr willkommenen Gäste, an unserem Glück freut mich unendlich, versetzt mich aber zugleich in Verlegenheit, denn wie soll ich mich revangiren für das Opfer, das Sie uns durch die Reise gebracht haben?"

Fürst Z., welcher noch nicht zu Worte gekommen, antwortete: „Wir werden Ihnen Gelegenheit genug zur Revanche geben, da wir längere Zeit in Paris bleiben

werden und oft genug in den Fall kommen dürften, Ihren Rath, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen."

„Mit Vergnügen werden wir Alles aufbieten," entgegnete höflich Robert, „um Ihnen den Aufenthalt in Paris so angenehm als möglich zu machen, von morgen an stehen wir ganz zu Ihren Diensten, für den heutigen Tag erlaube ich mir persönlich die Bitte, durch Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Gegenwart unser Fest zu verherrlichen."

Die Fürstin unterbrach die Sprechenden mit den Worten: „Auch einige Nachrichten aus Moskau bringen wir, die Sie Alle mehr oder weniger interessiren dürften. Was Herrn Jussufs Angelegenheit betrifft, so möchte ich ihm anrathen, nicht wieder nach Rußland zurückzukehren, da eine Rückkunft leicht eine Deportation nach sich ziehen könnte, wie es schon mit dem Freunde Jussufs geschehen ist. Myrow wollte Sie, lieber Jussuf, verrathen und hat sich dadurch selbst gestürzt. Auf Myrows Anklage kam der Bescheid zurück, eine Untersuchung gegen Sie einzuleiten; Sie hatten vorgezogen, Rußland zu verlassen, welche Maßregel gut zu nennen war. Da Sie nicht mehr vorhanden, so nahm man Ihre Papiere in Verwahrung, ob nun daraus für Myrow eine Gefahr entsprungen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß er nach wenig Tagen zu mehrjähriger Deportation ver-

urtheilt worden ist, trotzdem er bedeutende Summen an die Regierung gezahlt hat."

Robert fügte hinzu: „Wir wollen Niemand Böses wünschen, doch Myrow hat sein Schicksal verdient, er hat dies Loos auch mir bereiten wollen."

Die Fürstin wandte sich noch einmal an Jussuf: „Aber auch Ihnen dürfte eine Rückkehr nicht anzurathen sein, leicht könnte Ihnen ebenfalls etwas Unangenehmes passiren. Uebrigens glaube ich Ihre Rückkehr nach Rußland nicht befürchten zu müssen, da Sie auf jeden Fall hier besser aufgehoben sind, als dort. Alles haben Sie, wie ein guter Hausvater, vor Ihrer Abreise wohl überlegt und Ihre Einrichtungen so getroffen, daß Ihre Rückkehr nach Rußland unnöthig geworden, ich wüßte also nicht, warum Sie dem Verderben geradezu entgegenlaufen wollen."

Jussuf, der sich langsam gewöhnte, im Kreise der neuen Familie sich glücklich zu fühlen, entgegnete: „Nun, da selbst das Schicksal sich gegen mich verschworen hat, mich zu zwingen, an der Seite meiner Kinder zu bleiben, so will ich mich auch nicht mehr dagegen auflehnen. Kinder, heute verspreche ich es Euch, ich werde bis zu meinem Ende bei Euch bleiben."

„Schnell setzte Robert hinzu: „Möge diese gefürchtete

Stunde Ihres Lebensziele noch recht lange ausbleiben, damit wir fröhlich und heiter das Leben genießen."

Die Unterhaltung wäre gewiß noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht eine vorfahrende Equipage Robert und Marie erinnert hätte, daß die Zeit der Ankunft der Gäste heranrücke. Man bat gegenseitig um Entschuldigung, die Unterhaltung beenden zu müssen, und Robert eilte den Ankommenden entgegen, da Onkel Dumont sich noch immer nicht sehen ließ. Bald wäre ihm dies Mal Unrecht gethan worden, er hatte die Gäste schon im Vorzimmer empfangen und führte dieselben ein, nicht wenig erstaunt, schon Gäste anzutreffen und noch dazu Gäste, welche er nicht kannte.

Robert stellte dem Onkel seine Moskauer Freunde, den Fürsten und dessen Gemahlin, vor. Onkel Dumont freute sich sehr über die Ankunft der beiden ihm noch unbekannten Gäste; als ihm dieselben aber als fürstliches Ehepaar vorgestellt wurden, freute er sich unendlich, denn auf seiner Liste befand sich noch kein Fürst.

Marie und die Fürstin begaben sich in ein Nebenzimmer, um sich noch einige Augenblicke ungestört unterhalten zu können, aber auch, um der bräutlichen Toilette Mariens noch einmal zu Hülfe zu kommen. Der Schmuck Jussufs mußte auch noch angelegt werden, es gab fortwährend zu thun, jeden Augenblick mußten sie befürchten,

zum Zuge nach der Kirche abgeholt zu werden, da die Zeit näher rückte und der Saal sich mit Gästen füllte.

Endlich schlug die Stunde, welche zur Abfahrt nach der Kirche festgesetzt war, Robert holte seine Braut, führte sie in den Saal und stellte sie den Anwesenden, worunter einige waren, welche Marie noch nicht gesehen, vor. Ein allgemeines Staunen ergriff die Menge, eine solche Schönheit hatte man noch nicht gesehen, aber Marie übertraf sich heute auch selbst, da ihr Anzug wol geeignet war, ihre Reize in das gehörige Licht zu stellen. Ein weißes Atlaskleid umfloß die edle Gestalt, es war einfach, aber mit vielem Geschmack, das dunkle Haar hing nach russischer Sitte in zwei langen Flechten bis über die Hüften, das Haupt bekränzte ein kunstloser Myrthenreif, als Symbol ihrer Einfachheit und der höchsten Würde einer Braut. Der Glanz der kostbaren Edelsteine ihres Schmuckes ward verdunkelt durch den sanften Strahl ihrer Augen, welche von freudiger Rührung erglänzten. Nur ein Urtheil herrschte über Marie, man flüsterte sich zu: „Wie einfach und doch wie schön!"

Alle Gäste, welche als Zeugen der Handlung nach der Kirche fuhren, waren versammelt, die Gesellschaft, Braut und Bräutigam an der Spitze, setzte sich in Be=

wegung und nahm die bereitstehenden Equipagen in Beschlag. Die Wagen rollten nach der Kirche.

Unter großem Andrang einer neugierigen Menge ward die heilige Handlung vollzogen und Jussuf, welcher auch Zeuge war, fühlte sich wol tief ergriffen, aber nicht so gequält von Seelenangst, wie vor sechs Wochen. Er sah ein, daß sein Kind mit Robert glücklich werden mußte, und brachte seine Vorurtheile dem Glücke seiner geliebten Tochter zum Opfer.

In den vordersten Reihen der Zeugen bemerkte man auch unter der Elite der Hauptstadt Rénant und dessen Gemahlin, die Retterin Roberts; dieser hatte seine wahren Freunde nicht vergessen und ihnen den Ehrenplatz angewiesen. Der Fürst Z. sowie dessen Gemahlin hatten Jussuf in ihrer Mitte, der Onkel hatte das Arrangement so getroffen, daß Robert mit der Anordnung zufrieden war.

Die heilige Handlung war zu Ende, man nahm wieder die Plätze in den vor der Kirche haltenden Equipagen, und fort ging es nach Dumonts Palaste.

Daselbst angekommen ward erst des Onkels Wirken bemerkbar, von allen Seiten ward dem Arrangeur des Festes Lob und Beifall gespendet, denn mit großer Umsicht war für Alles Sorge getragen, der Onkel hatte in diesem Arrangement ein Meisterstück geliefert.

Als alle Gäste eingetroffen waren, setzte man sich

zur Tafel, eine prächtige Tafelmusik ertönte aus einem Nebenzimmer; mancher Toast wurde ausgebracht, mancher Tusch erklang, die Gesellschaft gab sich der ungezwungensten Fröhlichkeit hin.

Fürst Z. und Marie, Robert und Georgette, des Zuckerbäckers Gattin, eröffneten den Tanz, bald herrschte allgemeine Fröhlichkeit, bis spät in die Nacht dauerte der Jubel fort, da wurde endlich von mehren Gästen zum Aufbruch gemahnt.

Mit der festen Ueberzeugung, noch nie ein schöneres Fest begangen zu haben, trennten sich nun die Gäste unter den besten Wünschen für das junge Paar; ehe eine halbe Stunde verging, waren Alle verschwunden, die Familie Dumont war allein, doch wie die verschwundenen Gäste der Ruhe bedürftig.

Bald war es im Palast des Grafen Dumont so ruhig, so still, als sei niemals Jubel in seinen Räumen gewesen; diese Stille bildete einen um so größern Contrast, als noch vor kurzer Zeit in allen Räumen des Palastes reges Treiben herrschte.

Nach wenig Minuten verschwanden auch die letzten Lichter, welche dann und wann ein Fenster des Palasts erleuchteten; tiefe Ruhe senkte sich hernieder auf den Ort des Jubels, der Freude. Der Gott des Schlafes nahm vier Glückliche in seine Arme auf, die Familie Dumont

war glücklich, am glücklichsten aber waren Robert und Marie.

Der neue Morgen weckte zu neuen Freuden die Familie Dumont, es war jetzt auch nicht anders möglich, denn alle vier Personen, welche die große Familie ausmachten, waren ein Herz und eine Seele, ein Geist durchwehte alle, der Geist der Liebe.

Fast überglücklich war Marie, daß ihre Freundin, die Fürstin Z., in Paris weilte, diese Ueberraschung hatte sie nicht erwartet; auch Robert freute sich der Ankunft des fürstlichen Paares, aber noch mehr entzückte ihn die innige Liebe, welche die Fürstin ihrem Gatten schenkte, diese Sinnesänderung der Fürstin hatten Robert und Marie durch ihre gegenseitige wahre Liebe bewirkt.

So lange Fürst Z. und dessen Gattin in Paris sich aufhielten, waren sie fast immer in Roberts und Mariens Gesellschaft, beide Familien waren unzertrennlich und sahen mit Furcht dem Augenblick entgegen, der sie wieder trennen sollte. Selbst Fürst Z., welcher Robert und Marie erst hier in Paris näher kennen lernte, mochte sich nicht daran erinnern, daß er wieder nach Rußland zurück müsse und blieb von einer Woche zur andern immer länger in Paris. Schon hatte sich seine Abreise

Monate lang verzögert, einmal mußte der gefürchtete Augenblick doch kommen, der Fürst setzte die Abreise fest, in acht Tagen sollte sie vor sich gehen.

Robert und Marie hatten längst diesem Augenblicke mit Bangen entgegengesehen, und doch kam ihnen die Nachricht der endlichen Abreise des fürstlichen Paares überrascht, obschon es seit der Anwesenheit ihrer Freunde bereits Spätsommer geworden und diese ihren Aufenthalt in Paris beinahe um das Doppelte verlängert hatten.

Endlich erschien der Tag der Abreise des fürstlichen Paares, und Robert und Marie hatten seit ihrer Verbindung die erste bittere Stunde. Wie bitter ein solcher Abschied, können nur Die ermessen, welche wahrer Freundschaft fähig sind.

Der Wagen Roberts fuhr vor, um den Fürsten und dessen Gemahlin nach der Eisenbahn zu bringen, da der Fürst sein Gepäck bereits vom Hôtel aus dorthin abgesendet hatte. Unter Thränen und dem Versprechen, bald wieder einen Besuch zu machen, trennten sich die Freunde, rasch hob der Fürst seine Gattin in den Wagen, noch ein freundlicher Gruß, der Wagen rollte fort.

Marie schien den Schmerz kaum ertragen zu können, den ganzen Tag flossen ihre Thränen; nur mit Mühe gelang es Robert, sie zu beruhigen, er bot Alles auf und ging dabei sehr zart zu Werke, denn er kannte das

tiefe Gefühl seiner Gattin, ihr Schmerz um die Freundin war ein wahrer, die Fürstin war seiner Marie Freundin, Schwester.

Doch gleich im ersten Jahre sollten die Neuvermählten noch einmal geprüft werden, kaum nahte der Winter, als Jussuf zu kränkeln anfing und wenige Wochen darauf in den Armen seiner Kinder verschied, nachdem er sie vorher noch gesegnet hatte.

Wenn auch Jussuf den Schritt seiner Tochter vergessen zu haben schien und nie mehr darauf zuzurückkam, so nagte doch ein geheimer Kummer an seinem Herzen; wenn es auch schien, als habe er seine Intoleranz abgelegt, so war es doch nur Schein, im Innern kränkte er sich tief über seiner Tochter Abfall von seinem Glauben. Aber nie ließ er seinen Gram merken, nur in seinem Kämmerlein betete er oft zu dem Gott seiner Väter und erflehte Vergebung für sein Kind, damit es einst in Abrahams Schooß kommen möchte.

Dieser Wurm nagte fortwährend an seinem Herzen, er erlag dieser ewigen geistigen Aufregung und verschied sanft und ruhig in der Mitte seiner Familie.

Der Verlust des Vaters ergriff Marien so stark, daß Robert für die Gesundheit, für das Leben seiner Marie bangte, doch seiner zarten Aufmerksamkeit gelang es, seine Gattin wieder zu beruhigen, ihr Schmerz ward

milder, zuletzt war es nur noch eine hehre, heilige Erinnerung, die sie dem theuren Vater zollte.

Aber auch Robert fühlte tief den Verlust, denn des alten Jussuf Benehmen hatte ihn ganz ausgesöhnt, er ehrte ihn als einen zweiten Vater und konnte daher seiner Gattin tiefen Schmerz fassen, da Jussuf in der letzten Zeit ihnen ein liebender Vater gewesen.

Selbst der Onkel Dumont fühlte diesen Verlust tief, ihm war ein Freund gestorben, er hatte sich sehr an den alten Jussuf gewöhnt, und lange Zeit war es ihm einsam, wenn er Abends nicht mehr mit Jussuf plaudern konnte. Doch die Zeit heilt jedes Weh, und so ward auch nach und nach dieser Verlust verschmerzt.

Nun störte nichts mehr das Glück der Familie, selbst der Tod schien Robert und Marie nicht noch einmal betrüben zu wollen, er säumte lange Jahre, ehe er auch den Onkel von dieser Erde abrief. Erst nach vielen Jahren nahm er Robert und Marien den väterlichen Freund, der Onkel starb sanft, ohne Schmerzen schlief er an dem Herzen seiner Kinder zum bessern Leben ein.

Jetzt waren Robert und Marie ohne väterlichen Beistand, aber sie waren dennoch glücklich, ein Paar muntere Knaben erfreuten sie, der älteste von drei Jahren, der jüngste etwas über ein Jahr alt. Aber nicht nur die Freude über die Kinder machte ihre Glückseligkeit

aus, sondern ihre wahre, ihre reine Liebe, denn Robert und Marie liebten sich noch ebenso innig, wie am ersten Tage, denn ihre Liebe war selbst noch nach der Verbindung eine geistige. Die Gatten verstanden sich, und nur wo sich Liebende verstehen, wo die Seele in der Seele des andern verschmilzt, wo die Herzen Zweier nur einmal fühlen, da ist das Glück der Liebe.

Druck der Fr. Ullrich'schen Buchdruckerei in Zwickau.

Renner, Fr. Rob.

Rebecca oder die Jüdin von Moskau Roman in 2 Theilen

Bd.: 2

Zwickau (1853)